

**Sobirai weschtschi! Pack deine Sachen!**

**Jugendjahre im Gulag**

**Erinnerungen von Bodo Platt**

**Herausgegeben von Andrea Huterer**

**Berlin 2011**

**3. Auflage**

**Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen  
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR**

**Band 20**

Meiner Frau,  
meinen Töchtern,  
meinem Sohn  
und meinen Enkeln

Foto Titelseite:

Ehemaliges KGB-Gefängnis Potsdam, Leistikowstraße 1

Aufnahme: Gisela Kurze, 1999

Copyright 2006 beim Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

3., unveränderte Auflage, Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der Übersetzung, der Vervielfältigung jeder Art, des Nachdrucks, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie in Funk- und Fernsehsendungen, auch bei auszugsweiser Verwendung.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

ISBN 978-3-934085-21-3

Der Berliner Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Scharrenstraße 17, 10178 Berlin

Telefon: (030) 24 07 92 - 0; Fax: (030) 24 07 92 - 99

Internet: [www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter](http://www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter)

# Inhalt

* Vorwort der Herausgeberin .....	4
* Einleitung .....	6
* Kriegsende und Nachkriegszeit .....	8
* Verhaftung und erste Verhöre .....	15
* Untersuchungsgefängnis Potsdam .....	18
* Speziallager Sachsenhausen .....	25
* Transport nach Osten .....	30
* Durchgangsgefängnis Orscha .....	33
* Weitertransport nach Moskau .....	34
* In der <i>Butyrka</i> .....	36
* Wologda .....	38
* „Besserungsarbeitslager“ Inta .....	41
* Verpflegung, Gefangenenhierarchie und Arbeitsbedingungen ...	42
* „Pfuscher am Bau“ ( <i>Tufta</i> ) und andere Überlebensstrategien .....	44
* Im Bergwerk .....	47
* Nach Stalins Tod - Streiks, Haft- und Arbeitserleichterungen ....	51
* Die Zeit im Schacht geht zu Ende .....	54
* Waldlager Suchobeswodnoje .....	57
* Endlich nach Hause .....	64
* Ausblick .....	67
* Anmerkungen und Erläuterungen .....	68
* Abkürzungen .....	71
* Abbildungsnachweis .....	71
* Anhang: Dokumente .....	72
* In Erinnerung an meinen Freund im Lager Inta Ernst K. eines seiner Gedichte .....	80

## Vorwort der Herausgeberin

Die nachfolgenden Erinnerungen von Bodo Platt dokumentieren ein persönliches Schicksal, das trotz seiner Individualität beispielhaft für Zehntausende von anderen Schicksalen in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR steht. Wie viele andere unschuldige Bürger wurde Bodo Platt Opfer einer Verfolgung von Personen, die von den kommunistischen Machthabern als unzuverlässig und nicht parteikonform eingestuft wurden. Willkürliche Verhaftungen und Deportationen brachten solche Menschen, darunter eine große Zahl von Jugendlichen, in Gefängnisse, Konzentrations- und Speziallager, bei denen es sich nicht selten um reaktivierete Lager handelte, die wenige Jahre zuvor noch von den Nationalsozialisten genutzt worden waren. Oftmals endete ihr Weg in einem Arbeitslager des Gulag, im hohen Norden oder Fernen Osten der Sowjetunion. Wie Bodo Platt wurden zahlreiche der unschuldigen Opfer des sowjetischen Besatzungsregimes erst ab 1990 durch die sowjetische bzw. russische Hauptmilitärstaatsanwaltschaft als Opfer politischer Repressionen rehabilitiert.

Heute können wir nur mit Orten wie dem ehemaligen NKGB/MGB/KGB-Gefängnis in der Potsdamer Leistikowstraße, in dem sich inzwischen eine Gedenkstätte befindet, an die Leiden dieser Opfer erinnern, die nicht alle wie Bodo Platt noch die Gelegenheit und Kraft gefunden haben, davon zu erzählen. Er selber sprach beim Besuch seiner ehemaligen Haftstätte am 30. April 2006 in einer Ansprache im Rahmen einer Feierstunde von der Notwendigkeit, „das in diesen Mauern in Jahrzehnten geschehene Unrecht, die Qual und Pein der hier eingekerkerten Inhaftierten nicht dem Vergessen preiszugeben“ und „durch Dokumentationen und durch die Möglichkeit der Begehung der Zellen und Keller Betroffenheit und Nachdenklichkeit bei den Besuchern aus[zu]lösen“, um diesen Ort zu einer „Mahnung für nachfolgende Generationen“ zu machen und „für alle Zeit jeglichem Gedankengut und allen Bestrebungen zur Rechtfertigung und Verharmlosung menschenverachtender Diktaturen eine Absage zu erteilen“.

Die vorliegenden Erinnerungen wurden von der Herausgeberin mit Zwischenüberschriften und Anmerkungen versehen. Russische Wörter erscheinen kursiv. Mit wenigen Ausnahmen, wo um einer exakteren Wiedergabe der Aussprache willen darauf verzichtet wurde, wurde die Duden-Transkription verwendet.

Für ihr Mitwirken bei der Entstehung dieser Edition möchte ich Frau Gisela Kurze, Vorstandsmitglied von MEMORIAL Deutschland e.V., sehr herzlich danken. Sie hat nicht nur den Kontakt zwischen Bodo Platt und der Herausgeberin hergestellt, sondern auch Fotos und wertvolle Ratschläge beigesteuert. Zu danken habe ich auch Irina Raschendorfer (MEMORIAL Deutschland e.V.) für ihre Beratung bei der Gestaltung der Karten. Für die Erstellung der Karte im Anhang sei Silke Dutzmann, Leipzig, gedankt, für die Recherchen im Ratsarchiv Görlitz Susann Friebe und Roland Otto. Mein herzlichster Dank jedoch gilt Herrn Bodo Platt, dessen starke Persönlichkeit und warmherzige Art mich ebenso beeindruckt haben wie seine Fähigkeit, Außenstehenden das eigene Leiden zu veranschaulichen und begreiflich zu machen. Ich wünsche seinen Erinnerungen eine breite Leserschaft.

Dr. Andrea Huterer  
Berlin, im September 2006

## Einleitung

Wenn ich mich entschlossen habe, meinen Erlebnisbericht über die Jahre meiner Inhaftierung in Gefängnissen und Lagern in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und in der Sowjetunion im Zeitraum 1948-1956 zu schildern, dann lag mein wesentlicher Beweggrund darin, als Zeitzeuge einen Beitrag dazu zu leisten, das Leiden vieler Frauen, Männer und Jugendlicher unter den politischen Repressionen der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) nicht dem Vergessen preiszugeben.

Als ich, 17 Jahre alt, am 18. Mai 1948 mit anderen Leidensgefährten und -gefährtinnen in das MGB<sup>1</sup>-Untersuchungsgefängnis in Potsdam eingeliefert wurde und die Zellentür hinter mir ins Schloss krachte, begann ein fast acht Jahre dauernder Weg durch Gefängnisse und Lager.

Wie viele Frauen, Männer und Jugendliche haben diesen Leidensweg gehen müssen? Ich denke, sie haben einen unangefochtenen Anspruch darauf, dass ihrer gedacht wird, in Achtung, in Würde und in Trauer.

Jene, die überlebt haben, die Hunger, Kälte, Schwerstarbeit, Angst und Einsamkeit über die Jahre nur ertragen konnten, indem ihre Gefühle abstarben und einem stoischen Fatalismus wichen, sie alle - so auch ich - litten nach ihrer Heimkehr noch lange an der Unfähigkeit und dem Unglauben, je wieder frohgemut sein oder gar lachen zu können. Nicht wenige scheiterten in der wiedergewonnenen Freiheit, beendeten ihr Leben durch Selbstmord oder verzehrten sich in einem nie versiegenden Hass auf die Täter in Gestalt jener MWD<sup>2</sup>-Offiziere, welche die maßlosen Strafen vor dem Militärtribunal verkündet hatten.

Wem einmal die Schreie einer jungen Frau in den engen Kellergängen des Gefängnisses in den Ohren gegellt haben, wer monatelang nachts zu Verhören getrieben wurde, wen tagtäglich das Rasseln der Schlüsselbunde, das Knallen der Zellentüren und das „*Dawai*“ der Wachtposten in Furcht und Schrecken versetzten, im Kopf immer den Gedanken: „Wann bin ich wieder dran?“, den lassen diese Erinnerungen sein Leben lang nicht mehr los.

Und dennoch beseelt mich kein Wunsch nach Vergeltung, sondern die Bereitschaft zur Versöhnung. Allerdings bin ich der Auffassung, dass es die historische Pflicht Russlands als Nachfolgestaat der UdSSR wäre, den stalinistischen Terror in den während des Zweiten Weltkriegs besetzten bzw. nach 1945 unter sowjetischem Einfluss stehenden mittel-, ost- und südeuropäischen Gebieten bzw. Ländern sowie die Geschichte des

Gulag insgesamt vorbehaltlos aufzuarbeiten. Stattdessen muss man aus Presseverlautbarungen erfahren, dass in Russland durch gezielte Verordnungen die historische Aufklärungsarbeit von Memorial und anderen Nichtregierungsorganisationen behindert wird, indem etwa die Annahme von ausländischen Spenden erschwert und bürokratische Barrieren errichtet werden.

Auch in unserem Lande gibt es Bestrebungen, die Spuren der Verfolgung Hunderttausender in der Zeit von 1945 bis 1949 und danach zu verharmlosen, ja zu leugnen und zu vertuschen, Erinnerungsorte zu zerstören bzw. bis zur Unkenntlichkeit zu verändern und Speziallager buchstäblich unter Buschwerk und Wald verschwinden zu lassen.

Dabei muss die Öffentlichkeit zur Kenntnis nehmen, dass die große Mehrheit der in den Gefängnissen und Lagern in der SBZ Inhaftierten keineswegs, wie ihnen vorgeworfen wurde, Nazi-Verbrecher, Werwölfe oder Spione waren, sondern dass im MGB/KGB-Gefängnis in Potsdam und an anderen Stätten viele unschuldige Menschen willkürlich verhaftet, zu bis zu 25 Jahren Strafarbeitslager in der UdSSR und teilweise zum Tode durch Erschießen verurteilt wurden. Ihre Unschuld beweist die hohe Anzahl der durch die Militärhauptstaatsanwaltschaft in Moskau ausgesprochenen Rehabilitationen von „Opfern politischer Repressionen“.

Ich, der ich überlebt habe, werde mit meinen Erinnerungen ringen müssen, solange ich lebe. Aber mich begleitet die Hoffnung, unser Leiden möge nicht umsonst gewesen sein. Allen meinen Leidensgefährtinnen und -gefährten widme ich einige Zeilen aus dem Gedicht „Die Brücke“ (1952) des deutschen Dichters jüdischer Abstammung Leopold Marx (1889-1983), einem Gedicht, das Erinnern und Hoffen zum Gegenstand hat.

*[...]Erinnern schmiedet der Geschlechter Kette,  
ist aller Lehre Sprache, Kunst Beginn,  
und wenn der Mensch nicht seine Hoffnung hätte,  
was gäbe seinem Leben Wert und Sinn?*

*Wer dieses weiß, wird wie auf einer Brücke,  
erinnernd, hoffend durch das Leben gehn.  
Ihm bricht der Augenblick kein Glück in Stücke ...  
Die Zeit verrinnt. Die Hoffnung bleibt bestehn.*

**Bodo Platt**

## Kriegsende und Nachkriegszeit

Unsere Familie - die Eltern Margarete und Hans Platt, meine Schwester Jutta und ich - erlebte das Kriegsende am 8. Mai 1945 in einem kleinen, auf einer Anhöhe gelegenen Dorf namens Schönlinde in der Nähe von Karlsbad. Versprengte Truppenteile der deutschen Wehrmacht zogen in das Dorf ein, schlugen für ein paar Tage ihr Lager auf und brachen alsbald wieder in Richtung der nahe gelegenen tschechisch-deutschen Grenze auf, immer auf der Flucht vor dem Zugriff tschechischer Freischärler, Partisanen und Widerstandskämpfer.

Meine Eltern, besonders mein Vater, waren sehr deprimiert über den verlorenen Krieg und verfolgten mit wachsender Beunruhigung Gerüchte über gewalttätige Übergriffe von Tschechen auf Deutsche. Die Gewalttaten, die die deutschen Besatzer während des Krieges an der tschechischen Bevölkerung verübt hatten, schlugen damals als Vergeltung auf alles, was deutsch war, zurück. Aus Angst vor derartigen Racheakten organisierte mein Vater einen kleinen Lastwagen mit Holzkohlegasantrieb, dessen Besitzer uns mit unserem letzten Hab und Gut, das uns seit Beginn der Flucht aus Liegnitz am 28. Januar 1945 verblieben war, über die Grenze nach Eibenstock im Erzgebirge brachte. Unweit der nach Einzug der Roten Armee errichteten Kommandantur bekamen wir zwei Zimmer zugewiesen, die uns vorerst Zuflucht und Geborgenheit boten.

Mein Vater hatte nach der Flucht aus Görlitz im Februar 1945 als Offizier im Range eines Hauptmanns der Reserve die Weisung erhalten, einen Flüchtlingszug mit ca. 1000 Menschen in das damalige Sudetenland zu leiten. In Karlsbad waren die Flüchtlinge aufgeteilt worden, und für die Gruppe, die nach Schönlinde evakuiert worden war, trug mein Vater auch noch in Eibenstock die Verantwortung.

Anfangs kamen wir dort in einer Turnhalle auf Strohlagern unter und lagerten da mit unseren wenigen Habseligkeiten, bis wir, wie gesagt, als Untermieter in eine Wohnung eingewiesen wurden. In diesen Tagen sah ich zum ersten Mal einen amerikanischen Jeep durch die Straßen fahren. Allenthalben machte sich die Hoffnung breit, die Amerikaner könnten Eibenstock besetzen und unter ihre Verwaltung stellen. Leider trog diese Hoffnung, denn einige Tage später zogen „russische“, genauer sowjetische Truppen in den Ort ein, ließen sich in den besten Wohnvierteln nieder und errichteten eine Kommandantur, mit der Vater nun statt mit deut-



schen Behörden über die Versorgung der restlichen Flüchtlinge „seines“ Transportes verhandeln musste.

Ein halbes Jahr lang galt unser Trachten und Sorgen der Beschaffung von Nahrung und Heizmaterial. Aus dem herrlichen Wald des Erzgebirges brachten wir Unmassen von Pilzen - Braunkappen nannten wir sie - und Holz ins Haus. Festmeter auf Festmeter musste gehackt werden. Das war meine tägliche Arbeit. Schließlich war ich jung - 15 Jahre alt -, nicht gerade von übermäßig starkem Wuchs, aber flink und behende. Was die Kraft nicht hergab, ersetzte ich durch Schwung und Schnelligkeit. Aber leider rutschte mir einmal das Beil ab, und ich traf meinen linken Ringfinger. Vater brachte mich ins Krankenhaus nach Aue, aber der halbe Finger war unter den damaligen Umständen nicht mehr zu retten. Die Familie, für die ich das Holz mit gehackt hatte, schenkte mir einen Teller Haferflockensuppe!



*Bodo Platt, Weihnachten 1945*

Im Winter 1945/46 machten wir uns auf, per Zug nach Görlitz zurückzukehren. Die Großeltern Donix, die jahrzehntelang im dritten Stock des Hauses in der Berliner Straße 13 gewohnt hatten, waren auf der Flucht - die Großmutter im Zug von Görlitz nach Bayern und Großvater wenige Monate später in Straubing - verstorben. Auf diese traurige Weise bot sich die leer stehende Wohnung in Görlitz als Unterschlupf für unsere Familie an. Im Nachhinein war dies „die“ verhängnisvolle Entscheidung für uns alle, wie sich später herausstellen sollte. Ich habe mich Jahre danach immer wieder gefragt, wie meine Eltern die politische und militärische Nachkriegssituation so kurzsichtig, wenn auch aus der Not heraus verständlich, einschätzen konnten. Warum führte unser Vater seine Familie nicht über die „grüne“ Grenze in die westlichen Besatzungszonen? Fürchtete er Konsequenzen aus der Tatsache, dass er in den ersten Kriegsjahren während der Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen in mehreren französischen Städten - soviel ich weiß in Arras, Albert und Amiens - als Stadtkommandant tätig gewesen war?

Die Rückkehr nach Görlitz, in unsere Heimatstadt, durch zerbombte Städte und Bahnhöfe, vorbei an unendlichen Ruinenfeldern, bei Kälte und Wind, frierend und hungernd, sollte unsere Familie an den Rand ihrer totalen Zerstörung führen. Die Stadt Görlitz selbst war, von geringen Schäden durch Bombenabwürfe abgesehen, in den letzten Monaten des Krieges unbeschädigt geblieben. Ein Dach hatten wir also wieder über dem Kopf, aber die karge Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Brennmaterial im kalten Winter 1945/46 bedeutete, alle Kraft und Phantasie einsetzen zu müssen, um zu überleben.

Der Tag galt einzig und allein der Beschaffung von Essbarem. Die Kartoffeln, wenn vorhanden, „kochten“ von morgens bis in den Nachmittag. Die gedrechselten Aufsätze von den alten Möbeln der Großeltern, Holzverschlüsse im Keller, Regale, alles, was an Brennbarem aufzufinden war, wurde verheizt; Grütze, Graupen im Kochtopf auf dem Herd erhitzt und anschließend im Deckbett zum Garen gebracht. Rübenschntzel, bekannt als Viehfutter, knirschten voller Sand zwischen den Zähnen, Brotscheiben wurden auf der Herdplatte geröstet. Welch ein Luxus, wenn es einmal zu einem Kaffeeuchen, natürlich aus Malzkaffee, reichte! Mehlklümpchensuppe, Kartoffelpuffer aus verfrorenen Kartoffeln, matschig und wässrig, gerieben und gebacken, hatten einen süßlichen Beigeschmack durch die gefrorene Stärke. Das zugeteilte Brot wurde von Mutter mit Kerben gekennzeichnet, damit sich keiner unerlaubt am Brot vergrieff, und dennoch

wurde das Brot oft immer kleiner, obwohl die Kerbe scheinbar immer an derselben Stelle saß ... Was der Hunger aus Menschen macht!

Und immer wieder das ewige Schlangestehen, um rationierte Lebensmittel auf Marken zu ergattern, den Hunger vorübergehend zu besänftigen, oft ohne Erfolg. „Hamstern“ fahren bis nach Zodel, bis zu 25 Kilometer in die ländliche Umgebung von Görlitz, Alleen und Straßenränder absuchen nach Fallobst, Ähren lesen auf den abgeernteten Äckern und, und ...

Vater, seit jeher ein starker Raucher, wusste sich in Ermangelung von Tabak nicht anders zu helfen als damit, jedes Kraut, dessen er habhaft werden konnte, ob Pfefferminze oder Salbei, zu Zigaretten zu drehen. In meiner Erinnerung stumm geworden, in sich gekehrt, saß er oft im grünen abgeschabten Lehnstuhl am kalten Kachelofen im Wohnzimmer und schwieg. Ich stand am Fenster und schaute auf die gegenüberliegenden steinernen Skulpturen der Commerzbank, zwischen uns eine unüberbrückbare Distanz. Was hätte mir 15-Jährigem Vater wohl auch sagen können? Hatte er Unaussprechliches zu verarbeiten? War er in irgendeiner Weise in nationalsozialistische Verbrechen verstrickt und schuldig geworden? Mit den Jahren verstärkte sich in mir die Ahnung, dass sein Verhalten diese Interpretation zuließ, ja gar nicht anders zu deuten sei. Oder war er depressiv geworden über der nationalen Katastrophe des verlorenen Krieges? War ihm bewusst, wie schändlich seine stets patriotische Einstellung missbraucht und fehlgeleitet worden war?

Im Februar 1946 brach Vater nochmals nach Eibenstock auf, um von uns zurückgelassenes Brennholz per Bahn in mehreren Kisten nach Görlitz aufzugeben. Die Kisten kamen an, Vater nie mehr! Ich sehe ihn noch heute mit langem Mantel und breitkrempigem Hut von der Görlitzer Bahnhofshalle durch die Sperre am Schaffnerhäuschen vorbei in Richtung Bahnsteig gehen, entschwinden für immer. Noch heute erfüllt mich diese Erinnerung mit Trauer.

Nach telefonischen Rückfragen bei unseren ehemaligen Wirtsleuten in Eibenstock erfuhren wir, dass die „Russen“ meinen Vater verhaftet hatten und im Rathauskeller gefangen hielten. Warum? Weshalb? Ich habe es erst nach 60 Jahren erfahren. 14 Tage später war Vater verschwunden, und erst im Jahre 1979 erhielten meine Schwester Jutta und ich über den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) und des Exekutiv-Komitees der Allianz der Rotkreuz- und Roter-Halbmond-Gesellschaften der Sowjetunion Gewissheit darüber, dass Vater am 5. Februar 1947, also nach einem Jahr Gefangenschaft, verstorben sei. Wo? Woran? Wir wuss-

ten es nicht. Gerüchte wiesen auf ein Gefangenenlager in Mühlberg an der Elbe hin. Eine zufällige Begegnung in Nürtingen mit einer aus Mühlberg stammenden Frau führte im Jahr 2004 auf die Spur der Initiativgruppe „Mühlberger Lager“, die mir per Kopie eine in russischer Sprache abgefasste Todesliste vom 5. Februar 1947 zukommen ließ, in welcher Vater als verstorben eingetragen war. Am Vortage waren laut Liste 25 weitere Gefangene verstorben, ein Hinweis auf die hohe Sterblichkeit im Lager und die Zustände, unter denen die Gefangenen zu leiden hatten. Auch der Grund für Vaters Verhaftung war angegeben mit der Bezeichnung „Abwehrbevollmächtigter der Firma *Wilhelmshütte*“. Offenbar hatte Vater nach der Entlassung aus dem Wehrdienst aus gesundheitlichen Gründen auf Befehl oder Drängen der Gestapo in Liegnitz diese Funktion in einem Rüstungswerk in Sprottau, nördlich von Liegnitz, annehmen müssen - oder auch nicht? Ob er im Umgang mit ausländischen Zwangsarbeitern schuldig geworden ist oder allein diese Position zur Verhaftung ausreichte, wurde nicht ermittelt und lässt sich wohl nie mehr aufklären. Unsere Mutter hat den Verlust ihres Mannes nie verwunden, lange, lange gehofft auf seine Wiederkehr, umsonst! Selbst die Nachricht von Vaters Tod erreichte uns erst nach ihrem Ableben, am 3. Dezember 1979. Mutter war lange Zeit nicht zu trösten. Ich hatte nun wie selbstverständlich Vaters Stelle in der Familie zu übernehmen, noch mehr als zuvor für den Lebensunterhalt zu kämpfen. Nie werde ich die vielen Nächte vergessen, die Mutter durchweinte. Hilflös musste ich ihr Leid ansehen. Ich konnte nur da sein!

Und fast jede Nacht hallte in unsere Trauer der Stiefelschritt russischer Soldaten über das Straßenpflaster, und aus markigen Kehlen dröhnten Lieder - Lobeshymnen auf Stalin, auf ihre geliebte russische Heimat - die Straßen entlang.

War es da nicht verständlich, dass in mir Angst, aber auch Zorn, Abneigung und Groll wuchsen gegen eine anonyme, nicht greifbare Macht, die mir meinen Vater entrissen und Mutter mit 45 Jahren zur Witwe gemacht hatte?

Bei alledem sollte ich in der Klosterschule, dem Gymnasium Augustum, meine schulischen Leistungen erbringen. Es kann wohl nicht verwundern, dass ich kein sehr guter Schüler war und um meine Versetzung in die Obersekunda bangen musste. Paradoxerweise lernte ich aber mit Eifer und anfänglich sehr guten Ergebnissen die zweite Fremdsprache Russisch, nicht ahnend, dass mich diese Sprache einmal schicksalhaft begleiten, ja

beeinflussen und von existenzieller Bedeutung für die Jahre meiner Gefangenschaft werden sollte.

Interessiert folgte ich, das weiß ich noch heute, dem Geschichtsunterricht unseres jungen Lehrers. Er war nur zwei Jahre älter als seine Schüler, also 19. Zum ersten Male erfuhr ich Fakten und Zusammenhänge über die kurze Epoche der Weimarer Republik, über Demokratie und bürgerliche Grundrechte. Vielleicht hat dieser Geschichtsunterricht, gepaart mit unserer wachsenden Protesthaltung gegen eine erneute politische Vereinnahmung, zu jenen unbedeutenden, aber Zeichen setzenden Aktionen beigetragen, von denen mir unter anderen die folgende im Gedächtnis geblieben ist. Als wäre es gestern gewesen, sehe ich unsere Klasse 10 vor der Klosterschule, angetreten in Dreierreihen, wartend auf den Abmarsch zur Kundgebung der SED zum 1. Mai 1947 auf dem hinter der Schule liegenden Obermarkt. Wir bekamen jeder eine rote Nelke ausgehändigt mit der Aufforderung, diese im Knopfloch an Hemd oder Jacke zu tragen. War es jugendlicher Übermut, war es ein Zeichen der Ablehnung, Widerwille, Unmut, emotionale Verweigerung, beeinflusst durch die Nachkriegserfahrungen unserer Generation? Kurzum, wir entfernten die roten Nelken aus unseren Revers und ersetzten sie durch die Blüten des gelben Löwenzahns, den wir auf dem Grün beiderseits des Eingangs zu unserer Schule vorfanden. Dieser Vorfall wurde zwar nicht unmittelbar geahndet; uns kam aber zu Ohren, dass unsere Schule seitens der Stadtverwaltung als „reaktionäre Brutstätte“ bezeichnet wurde.

Kaum dass die Gräueltaten, die nationalsozialistischen Verbrechen, der Machtmissbrauch und die menschenverachtende Gewaltherrschaft, das unsagbare Leid und Elend des Krieges durch Augenzeugenberichte und durch die Presse uns Jugendlichen bekannt gemacht und bewusst geworden waren - in der Erkenntnis mündend, dass unsere reinsten und inbrünstig geliebten Ideale, sich für Führer, Volk und Vaterland bis zum Allerletzten hinzugeben, schändlich missbraucht und verraten worden waren -, da hatte die Erwachsenengeneration einer neuen sozialistischen Gesellschaft bereits eine neue Ideologie anzubieten. Diese verlor jedoch in unseren Augen schnell, total und unwiderruflich an Glaubwürdigkeit.

Man kann sich vorstellen, dass wir Jugendlichen in tiefer Enttäuschung, Trauer und Abneigung kritisch allen neuen Verheißungen eines nunmehr von der sowjetischen Besatzungsmacht eingesetzten Regimes gegenüberstanden. Die Beteuerungen, die SED und ihre Funktionäre würden die wahren Interessen des Volkes vertreten, fanden bei uns kein Gehör. Die

Erwachsenen hatten uns schon einmal belogen. Wir fühlten dies tief in unserem Inneren, und in Vergleichen mit der NS-Diktatur fanden wir unsere Ahnungen bestätigt: Der nationalsozialistischen folgte die kommunistische Diktatur! Und die eine wie die andere setzte bei der Durchsetzung ihrer politischen Ziele auf die Massenbewegung der Jugend.

Wieder Uniformen, das Versprechen, eine überparteiliche Jugendorganisation aufbauen zu wollen - dies versuchten Vertreter der FDJ, der so genannten *Freien Deutschen Jugend*, 1947 in der Aula unserer Schule uns Gymnasiasten bei einer Werbeveranstaltung zu suggerieren -, der Zwang zur Beteiligung an Aufmärschen, Lagerfeuer, Fahrten und Zeltlagerromantik, das alles zog bei uns nicht mehr.

Ich wundere mich noch heute, mit welcher Sensibilität ein 17-Jähriger die neuen Lügen zu erkennen vermochte und sich deshalb innerlich verweigerte. Die Kriegs- und Nachkriegserfahrungen wie Hunger, Flucht, Tod, Verwüstung, Angst, Vergewaltigung und all das andere Leid ließen uns zu früh sehr ernst, traurig und alt werden.

Wie viele andere Menschen meines Umfeldes konnte ich die sowjetische Armee und ihre Vasallen nicht als Befreier und Botschafter des Friedens annehmen. Unfreiheit, Uniformierung, Gleichschaltung, Zwang, Fahnen, neues Unrecht wie die Verfolgung Andersdenkender, Deportationen vieler Bürger aus Görlitz usw. gaben keinen Anlass, sich mit den neuen Herren und ihrer Lehre zu identifizieren und zu arrangieren.

Gerüchte machten die Runde in der Stadt: Menschen würden verschwinden, abends, nachts im Dunkel der unbeleuchteten Straßenfluchten in Autos gestoßen. Auch über Vater war nichts Neues zu erfahren; er blieb verschollen.

Die Bereitschaft, mich der zunehmenden kommunistischen Propaganda zu entziehen, muss in dieser Zeit gewachsen sein. Erst Widerwille, rein gefühlsmäßige Ablehnung einer erneuten Diktatur mit all ihren täglichen persönlichen Fesseln und Bevormundungen, dann der Protest und der Wille, dabei nicht mitmachen zu wollen, waren wohl die Basis dafür, dass ich mich mit 16 Jahren einer Organisation anschloss, in der überwiegend schlesische Flüchtlinge aus Liegnitz sich zusammenfanden und die es sich zum Ziel gesetzt hatte, einen Beitrag zum baldigen Anschluss der Sowjetzone an die westlichen Besatzungszonen zu leisten. Wir hegten damals die Hoffnung, dass in dem heraufziehenden Konflikt zwischen den ehemaligen Siegermächten die Ostzone durch die Amerikaner aus dem Griff der Sowjets befreit werden könnte. Eine illusorische Hoffnung! Diese namen-

lose Organisation sammelte Informationen über den wirtschaftlichen und politischen Aufbau der SBZ (Sowjetischen Besatzungszone), wie er auf Parteiversammlungen, in den Betrieben und auch in der Presse propagiert wurde, und versuchte Berichte darüber an die SPD-Zentrale in Hannover bzw. an US-amerikanische Behörden in Westdeutschland weiterzugeben. Mir selbst hatte man die Aufgabe eines so genannten „Briefkastens“ zugeteilt: Berichte meiner Kameraden, die von Zeit zu Zeit von einem Kurier aus Dresden abgeholt werden sollten, sollte ich in unserer Wohnung aufbewahren - eine in den Augen des sowjetischen Geheimdienstes konspirative Tätigkeit, über deren Tragweite und Konsequenzen ich mir jedoch nicht im Geringsten bewusst war. Bevor die Gruppe jedoch Erfolge verzeichnen konnte, flog sie wegen dilettantisch gehandhabter Sicherheitslücken von der Spitze her auf, und alle Mitglieder, die über die gesamte Sowjetische Besatzungszone verteilt waren, wurden innerhalb von 14 Tagen enttarnt und vom NKWD, dem sowjetischen Geheimdienst, verhaftet, insgesamt 26 Personen.

## **Verhaftung und erste Verhöre**

Mich selbst traf es am 4. Mai 1948. Nachts, gegen 23 Uhr, klingelten drei Männer an unserer Wohnungstür und forderten mich unter dem Vorwand, auf dem Görlitzer Polizeipräsidium meine Papiere überprüfen zu wollen, zum Mitkommen auf. Ich huschte in meine kurze schwarze Samthose, in Hemd und Jackett, Söckchen und Halbschuhe. Eng bedrängt, auf Tuchfühlung mit zwei Mann - unter ihren Zivilmänteln leuchteten erkennbar die Knöpfe ihrer Uniformen hervor -, liefen wir die Berliner Straße in Richtung Bahnhof hinauf. Ein dritter Mann folgte unmittelbar hinter uns, in Ledermantel und Schlapphut, wie einst die Leute von der Gestapo. Die Hände der Männer waren in ihren Taschen vergraben, Pistolen griff- und schussbereit. Wir kamen am Kino vorbei, soeben war eine Vorstellung zu Ende gegangen, Paare junger Leute verließen die halb erleuchtete Passage. Viele Jahre habe ich mir immer wieder diese Situation vorgestellt. Hätte ich diesen Moment nicht nutzen können, um davonzulaufen? Hätten die drei geschossen? Ich war ja sehr sportlich und gewandt, wäre mir die Flucht nicht gelungen?

Nur wenige hundert Meter weiter erreichten wir die Ecke Berliner Straße - Bahnhofstraße, an der sich das Polizeipräsidium befand. Ich wollte auf das

Gebäude zusteuern, die zwei schweigenden Männer neben mir drängten mich jedoch ab auf einen rechts im Dunkeln gelegenen Vorplatz zwischen Bahnhofsgebäude und Entlausungsbaracke. Zum ersten Male überkam mich das Gefühl, dass hier etwas Schreckliches passierte, etwas Übermächtiges, dem ich hilflos ausgeliefert war. Wir gelangten an die Rückseite eines russischen Militärjeeps, dessen Plane hinten geöffnet war; und ehe ich realisieren konnte, was mit mir geschah, hatten mir die Männer Handschellen angelegt. Unter Protest und Hilfeschreien wurde ich in den Wagen gestoßen und auf eine der sich gegenüberstehenden Bänke gedrückt. Im Dunkeln des Wagens nahm ich noch zwei schemenhafte schweigende Gestalten wahr. In einer von ihnen erkannte ich meinen späteren Freund Hans Walther. Zwei russische Soldaten hielten uns mit ihren Waffen in Schach. Der Jeep fuhr an und durch die kalte Nacht. Ich fror bitterlich in meinen kurzen Hosen. Bis in den grauen Morgen hinein fuhren wir auf der Autobahn nach Gera. Wie allerorts gab es auch dort eine Kommandantur und ein so genanntes Russenviertel, in dem sich die Besatzungsmacht etabliert hatte. Meistens waren es die schönsten Stadtviertel einer Stadt, durch Abschränkungen und Posten gesichert.

Vermutlich in einem ehemaligen Einfamilienhaus wurden wir einzeln in Kellerzellen gesperrt und in den folgenden 14 Tagen wiederholt zu Verhören in die oberen Stockwerke geführt. Vorwurf: Verstoß gegen § 58-6 des Strafgesetzbuchs der RSFSR - Spionage, gegen § 58-11 - Teilnahme an der Tätigkeit einer konterrevolutionären Organisation und Zugehörigkeit zu einer faschistischen Organisation, dem Jungvolk - ein Vorwurf, der allerdings in der Rehabilitierungsbescheinigung nicht erwähnt wird.<sup>3</sup>

Damit begann mein Leidensweg vom jugendlichen Kindskopf zum Strafgefangenen. Was sich von dieser Zeit an in mir verwandelte, all das zu beschreiben und zu Papier zu bringen, fällt schwer, aber ich will es versuchen.

Meine Kellerzelle bestand aus kahlen, kalten, grauen, dreckigen, nassen Wänden mit einem kleinen vergitterten Fenster, durch das nur wenig Licht ins Innere drang. Das Fenster lag unter einem Schacht, der wiederum durch einen Rost abgedeckt war. Von Zeit zu Zeit ein wenig blauer Himmel und ein Löwenzahn waren die einzigen Farbtupfer, die einzigen sichtbaren Lebenszeichen aus einer verlorenen Außenwelt. Vor dem Fenster stand eine grob gezimmerte Pritsche, kahl und hart. Abends drangen die Geräusche einer das Publikum belustigenden Zirkusvorstellung zu mir. Tusch folgte auf Tusch, die Leute lachten, Stimmen laut, dann leiser, ver-



hallten. Zum ersten Male wurde mir bewusst, dass das Leben an mir vorbeizog. Ich war gefangen. Wie viele Tränen ich geweint habe, verzweifelt und hemmungslos, ich kann es nicht mehr sagen. Ich schlug mit den Fäusten gegen die schwere, verriegelte Kellertür, weinte, schrie: „Ich will hier raus!“ Meine Zellennachbarn versuchten, mich zu beruhigen, es half nichts, es gab keinen Trost. Ich verkroch mich auf die Pritsche und versuchte vergeblich, die zwei viel zu kleinen Matratzen so in Position zu bringen, dass ich wie ein Embryo auf der einen liegend mich mit der anderen notdürftig zudecken konnte. Die Kälte der Nacht drang durch Mark und Bein. Ich fror, und dieses Frieren sollte mich von da an jahrelang begleiten.

## Untersuchungsgefängnis Potsdam

Die Verhöre waren alsbald abgeschlossen. Was hatte ich schon zuzugeben! Zwei Berichte in einem „konspirativen“ Briefkasten, in einer alten Truhe meiner Großmutter - das war's! Ein Untersuchungsoffizier spendierte mir eine abgetragene lange graue Fischgräthose, die mir die Kälte wenigstens etwas erträglicher machte. Nach 14 Tagen wurden wir erneut verladen und in Handschellen und mit verbundenen Augen in einer nicht enden wollenden Fahrt in einem Lastwagen - er schien mir einem Möbelwagen zu gleichen - in das heute zur Gedenkstätte umgestaltete MGB-Gefängnis in Potsdam, Leistikowstraße 1 verbracht. Ende Mai 1948 befand sich hier die Zentrale der Spionageabwehr, des Geheimdienstes des sowjetischen Innenministeriums (MWD) mit Gefängnis und Militärtribunal.<sup>4</sup>

Für die folgenden vier Wochen wurde ich erneut in eine Einzelzelle gesperrt, im ersten Stock, erste Zelle links. Der Metallbeschlag der Tür war ebenso zerbeult und dunkelbraun wie der an der Türecke stehende, mit alter Farbe verkrustete Eimer, der vermutlich einmal bei Bau- oder Malerarbeiten Verwendung gefunden hatte. Mir diente er als Klo und Spiegel in einem. Die Zelle war ausgefüllt mit einer durchgehenden Pritsche, die fast bis zur Tür reichte. Der verbleibende schmale Gang gestattete nur je drei Schritte vor und zurück. Tag für Tag saß ich am Rande der Pritsche, vor mir den Spion, aus dem mich von Zeit zu Zeit ein lauernes Auge anstarrte, über der Tür eine Glühbirne, die es Tag und Nacht in der Zelle nie dunkel werden ließ. Die Zelle selbst hatte keine direkte Außenwand, sondern lediglich unterhalb der Decke einen Mauerdurchbruch, hinter dem sich hinter einem Hohlraum ein weiteres, durch eine Fensterblende verkleidetes, vergittertes Fenster befand. Wochenlang, monatelang kein Tageslicht, nur diese marternde Glühbirne. Am Türrahmen begann ich, die Tage mit Strichen zu markieren, mit dem Fingernagel.

Rechts von meiner Zelle lag ein weiterer Gefangener. Nachts, wenn wir uns endlich hinlegen durften, auf so genannte Strohsäcke, total verstaubt und über und über mit Flöhen übersät, fiel man in einen Halbschlaf, in dem sich Alptraum und Wirklichkeit nicht mehr trennen ließen. Die Flohstiche juckten, und die aufgekratzten Pusteln begannen zu eitern und hinterließen für Jahre Narben.



*Leistikowstr. 1, 2003*

Wenn ich den Posten im Gang nicht hörte, begann die Kommunikation mit meinem Nachbarn. Mit der Hand, hinter dem Kopf versteckt, für den Posten nicht sichtbar, sendeten wir uns gegenseitig Klopfzeichen. Der Zellennachbar muss ein Ingenieur aus Halle oder Leipzig gewesen sein, der sich geweigert hatte, seine Kenntnisse den Sowjets zur Verfügung zu stellen. Das „Morsen“ wurde immer wieder unterbrochen von nächtlichen Verhören. Es war mühselig, jeden einzelnen Buchstaben des Alphabets zu klopfen, mitzuzählen und daraus die Wörter zusammensetzen. Ein Doppelschlag bedeutete jeweils das Wortende.

Die Verständigung durch die Wand lenkte für kurze Zeit von der Bedrängnis und Einsamkeit ab. Meine Verfassung in jener Zeit kann ich nur als Angst und Verzweiflung beschreiben. In den nächtlichen Verhören im Nebengebäude saß ich wiederholt Offizieren gegenüber, von denen der eine im Range eines Kapitäns mit dem Namen Goldberg angesprochen wurde und Dolmetscher war. Der Name des Untersuchungsrichters ist mir nicht mehr geläufig. Als ich mich einmal gegen die mir zur Last gelegten Vorwürfe verteidigen wollte, klopfte Goldberg mir auf die Nase und ließ sarkastisch die Bemerkung fallen: „Du kannst machen, was du willst! Du

kriegst deine 20 Jahre!“ Er sollte Recht behalten. Als ich nach diesem Verhör auf meine Zelle kam, begann ich in Panik, an den Fingern die Zahl 20 abzuzählen. Jede Zahl bedeutete ein Lebensjahr! Ich sollte also bis zu meinem 38. Lebensjahr Gefangener sein?



*Kellerzelle im ehemaligen KGB-Gefängnis Leistikowstraße 1*

Zum Verhör wurde man mit den Händen auf dem Rücken geführt. Bei der Begegnung mit einem anderen Gefangenen wurde man mit dem Gesicht zur Wand in eine Ecke gedrückt, damit man keinesfalls Blickkontakt aufnehmen oder jemanden erkennen konnte. Es ging über den Vorplatz zum erwähnten Nebengebäude, über dessen Eingang, wie ich mich noch gut erinnere, die Inschrift „Evang. Frauenstift“ angebracht war.<sup>5</sup> Kaum saß ich auf meinem Stuhl dem Untersuchungsrichter gegenüber, bestürmten mich mehrere Offiziere von allen Seiten mit einer Vielzahl von Fragen und der Aufforderung, Aussagen über meinen Vater zu machen: wo er sei, was er gewesen sei usw.

Wie ich Jahrzehnte später erfuhr, war mein Vater zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Vielleicht war es ein Akt der „Gnade“ gegenüber einem 17-jährigen jungen Kerl, einem halben Kind, dass diese Leute mir damals die Wahrheit verschwiegen?

Das Gefängnis selbst war eingezäunt mit ca. drei Meter hohen Holzpalisaden, die keinen Blick nach draußen freigaben. Nur die hohen Wipfel der Bäume, die den Zaun überragten, waren mit ihrem Grün für kurze Momente Linderung für das Auge. Diesen Raum zwischen Zaun und Gefängnis durften die Gefangenen einmal täglich betreten, um ihre Eimer, Milchkannen oder ähnliches mit den stinkenden Fäkalien auszuleeren und sich anfangs an einem Wasserbalken und später in einer Art Waschbaracke zu waschen. Der Wasserbalken, eine typisch russische Erfindung, bestand aus einer auf Stützen hängenden Wasserrinne, in die Löcher eingelassen waren, die durch Nägel den Wasserfluss verhinderten, bis der Benutzer den Nagel von unten mit seinen Händen anhob. Dann floss das Wasser, solange der Nagel nicht in seine ursprüngliche Position zurückfiel.

Nie vergessen werde ich das Gefühl, einer möglichen Rettung so nah und doch so fern zu sein, als während eines Waschganges in einer Höhe von nur wenigen hundert Metern eine „Dakota“ der Amerikaner über das Gebäude donnerte. Wie ich später begriff, war ich Zeuge der Luftbrücke geworden, über die die Westalliierten das blockierte Berlin versorgten. Ob die Piloten das Gefängnis erkannten? Meine Hoffnungen, meine Sehnsüchte flogen mit ihnen davon; die Verzweiflung, die Trauer, die Hoffnungslosigkeit, die Angst blieben.

Wenn die Posten mit ihren Stiefeln gegen die Tür traten - gerade war man, durch die nächtlichen Verhöre ermüdet, im Sitzen eingeschlafen -, dann riss der Schrecken den Gefangenen aus seinem bleiernem, aber dennoch wohlthuend die Gegenwart ausblendenden Schlaf. Als ich wieder einmal tränenüberströmt auf meiner Pritsche saß, ging die Luke zum Durchreichen, die sich unterhalb des Spions befand, auf. Ein junger Soldat, ein Milchgesicht wie ich, reichte mir eine angerauchte *Papierosa* (eine Zigarette, zur Hälfte mit einem Pappmundstück versehen) herein und raunte mit rauer Stimme: „*Nu, kuri!*“ („Na, Rauch schon!“), eine Geste, die in meiner Erinnerung haften geblieben ist als ein Zeichen menschlicher Zuwendung, des Mitleidens. Ob dieser junge Soldat, mein Wachposten, darüber nachgedacht hat, wie mit seiner Mithilfe Menschen misshandelt, gedemütigt, in einer unüberschaubaren Maschinerie zu Feinden, zu „Elementen“ abgewertet wurden, die der glorreichen Sowjetunion und dem Stalinismus-Kommunismus im Wege standen?

Symptomatisch für die Entrechtung und Entwürdigung, wenn auch wahrlich, gemessen an vielen Jahren Zwangsarbeit, von nicht so großer Bedeu-

tung, war für mich die erste „Schur“. Etwa Mitte Juni betrat ein Soldat meine enge Zelle mit einer manuellen Haarschneidemaschine. Zuerst war ich froh, von dem seit langem angewachsenen Schopf etwas befreit zu werden. In meiner kindlichen Naivität gab ich dem „Friseur“ zu verstehen, wie und wo ich mein Haar zu lichten wünschte. Aber der Uniformierte scherte sich wenig um meine Hinweise, setzte die Maschine an der Stirn an, schnitt eine lange Bahn längs über den ganzen Kopf und ließ schnell das gesamte Haar folgen. Ich konnte es anfangs nicht fassen, als ich meine Veränderung im Wasserspiegel des zerbeulten Fäkalieneimers wahrnahm. Ohne Haare, die Glatze eines austauschbaren Strafgefangenen! Bis heute empfinde ich diesen Vorgang als Verlust eines Teils meiner Würde und Persönlichkeit.

In diesen Wochen ging meine Kindheit, meine Jugend abrupt zu Ende. Die Tage quälten sich dahin. Müdigkeit, Angst, Schrecken vor dem morgigen Tag, das Rasseln der Schlüsselbunde in den Türschlössern, das Zuschlagen der metallenen Gittertüren, die die einzelnen Stockwerke vom Treppenhaus abriegelten, das Knallen der Türen, das „*Dawai!*“, Nacht für Nacht! Und jeden Abend um 22 Uhr, in Moskau Mitternacht, ertönte die sowjetische Hymne, Drohung und Erleichterung zugleich, war sie doch das Signal, sich endlich hinlegen zu dürfen, aber auch das Signal, wehrlos fremden Mächten ausgeliefert zu sein.

An Sonntagen klang das Schreien und Brüllen aus dem nahe gelegenen Park herüber, der den Soldaten als Fußballplatz diente, und unvergesslich das Läuten von Kirchenglocken jener Kirche, deren Geläut ich im Mai 2003 als freier Mensch wieder hören durfte. Es waren die Glocken der Pfingstkirche, was ich damals natürlich nicht wusste. Wie habe ich damals auf Knien gebetet und gebettelt, Gott möge diesen bitteren Kelch von mir nehmen. Damals meinte ich, er habe mich verlassen und höre mich nicht. Mein kindliches Gemüt konnte und wollte nicht glauben, für etwas, das in guter Absicht getan worden war, so unglaublich hart bestraft zu werden. Nach vier Wochen wurde ich bis zum Tribunal noch in zwei weitere Zellen verlegt, die ich mir jeweils mit zwei oder drei Mitgefangenen teilte. Eine davon, in der ich mehrere Monate verbrachte, war eine Kellerzelle auf der rechten Seite des Gangs. Schräg gegenüber muss eine Steh- oder Wasserzelle gewesen sein, wie mir Zellengenossen berichteten. Unvergesslich bleibt mir das stundenlange Schreien einer Frau in einer dieser Zellen, und wir konnten ihr nicht helfen. Das Gespräch zwischen den Zelleninsassen versiegte bald, bedeutete mir einer der Mithäftlinge doch,

dass man in jeder Zelle mit Spitzeln zu rechnen habe, die um eines kleinen Vorteils willen ihre Zellengenossen beim Untersuchungsrichter verpfeifen. Von da ab sollten Vorsicht, Misstrauen und Wachsamkeit gegenüber jedermann zur permanenten Lebensregel meiner Gefangenschaft werden. Die Kellerzelle war eigentlich nur ein schmaler Gang, vorn das abgeblendete Fenster, die Pritschen vor dem Fenster und seitlich des schmalen Ganges angeordnet. Neben der Tür stand eine große alte Milchkanne, mit der früher ein Bauer seine Kuhmilch abgeliefert haben mochte. Zum Zeitvertreib spielten wir mit kleinen Brotkugeln, deren jeweilige Anzahl in der Hand des einen vom anderen Mitspieler erraten werden musste.

Bei den Verhören verstärkte sich immer mehr der Eindruck, dass es gar nicht um eine Ermittlung der Wahrheit ging, sondern dass die Organe des sowjetischen Innenministeriums ihr „Soll“ an abzuwehrenden „Volksfeinden“ zu erfüllen hatten und mit einer „Übererfüllung der Norm“ ihre Existenzberechtigung nachweisen wollten. Gleichzeitig lieferten sie Arbeitsklaven zur Förderung der sowjetischen Wirtschaft. Ein Prozess im rechtsstaatlichen Sinne? Undenkbar. Keine Verteidigung, kein Rechtsbeistand, sondern reine Willkür eines Militärtribunals! Nach Beendigung aller Verhöre wurde unsere Gruppe von 26 Personen im Oktober 1948 - inzwischen war ich 18 geworden - vom Militärtribunal<sup>6</sup> zu langjähriger Strafarbeit in Zwangsarbeitslagern verurteilt: 20 Gruppenmitglieder zu je 25 Jahren, drei zu je 20 und drei zu je 15 Jahren.

Letzteres waren die Urteile für drei junge Frauen. Ich hatte die angekündigten 20 Jahre erhalten. Verurteilt wurde ich nach § 58-6, wegen angeblicher Spionagetätigkeit gegen die Sowjetmacht, und § 58-11 - Beteiligung an einer konterrevolutionären Organisation. Die gesamte Anklage und Urteilsverkündung wurde von Offizieren hinter rot eingedeckten Tischen erst in russisch, dann in deutsch verlesen. An den Türeingängen standen stramme Rotarmisten mit Kalaschnikows im Anschlag. Wir saßen in Reihen auf Bänken nebeneinander und versuchten, uns gegenseitig durch Gesten und Blicke Mut zu machen. Als die Urteile namentlich verkündet wurden, brachen wir in ein allgemeines gespenstisches Gelächter aus, so unglaublich erschienen uns die Strafmaße und die Aussicht auf eine lebenslange Inhaftierung, denn das bedeuteten die 25 Jahre! Das Lachen verstummte aber bald, und abgeführt von den Wachmannschaften sahen wir uns in einer so genannten Sammelzelle wieder und konnten nach einem halben Jahr der Isolierung miteinander reden, Antworten auf viele Fragen suchen und uns für eine ungewisse Zukunft Trost und Mut

zusprechen. Die meisten Leidensgefährten sah ich zum ersten Male, ernsthafte, redliche Charaktere, die mich, den „Benjamin“ der Gruppe, trotz ihrer eigenen Sorgen um Familien und Freundinnen mit ihrer Fürsorge, ihrem Zuspruch, ihrem Beistand stützten und trösteten, unter ihnen vor allem Hans Walther aus Görlitz, dem ich es zeit meines Lebens nicht vergessen werde, wie er mir durch seine gefasste und seelenstarke Haltung Vorbild, Halt und Orientierung in diesen schweren Wochen und Monaten vermittelte. Leider wurde ich vom Rest der Gruppe im ehemaligen KZ Sachsenhausen getrennt, was meinen weiteren Werdegang nicht gerade erleichterte.



## Speziallager Sachsenhausen

In das von der sowjetischen Besatzungsmacht wieder belebte nationalsozialistische Konzentrationslager Sachsenhausen in Oranienburg<sup>7</sup> wurden wir wenige Tage nach unserem Tribunal in einem Lkw verfrachtet, die Hände auf dem Rücken gefesselt, die Augen verbunden, rechtlos, hilflos. Versuche leiser Wortwechsel wurden durch rüde Kommandos und Beschimpfungen der Wachtposten unterbunden. Das Schweigen der menschlichen Fracht, die Dunkelheit um uns, das Durchschaukeln und Aufschlagen auf den Boden des Lkw bei jedem Schlagloch, die drückende Augenbinde, die ermüdenden und schmerzenden verschränkten Arme, Durst und der Druck, seine drängenden Bedürfnisse zurückhalten zu müssen, all das ließ diesen wie alle späteren Transporte zur Pein werden.

Nach etwa zwei Stunden wurden wir vor dem Haupttor des Lagers ausgeladen, von unseren Fesseln befreit und in den so genannten Zellenbau eingeliefert, einen flachen, aus Ziegelsteinen errichteten Barackenbau mit ca. 80-100 Zellen, jede Zelle ca. drei mal vier Meter groß, jeweils mit zwölf Mann belegt. Pritschen in Doppelstockbetten vor einem breiten vergitterten Fenster mit Blick auf Mauer, Stacheldrahtzäune, den Wachturm und den dahinter beginnenden Kiefernwald boten je sechs Mann Raum. Seitlich liegend mussten wir wie die Heringe nebeneinander schlafen. Im Halbschlaf hatten sich alle gleichzeitig umzudrehen, wenn einer der Schlafenden seine Position wechselte. Um die Härte des Holzes zu mindern, benutzten wir Kleidungsstücke, meistens Jacken oder Mäntel, als Unterlage, mussten aber bald feststellen, dass aus Ritzen und Spalten der Pritschen Massen von Flöhen und Wanzen von unseren Kleidern und Körpern Besitz ergriffen, eine Plage, der wir total ausgeliefert waren.

Ich erinnere mich an eine Nacht: In der kleinen Zelle herrschte eine stickige Hitze, die Luft war verbraucht, der Heizkörper überhitzt, die Kameraden hatten sich teilweise ihrer Kleider bis aufs Hemd entledigt und boten damit dem Ungeziefer ungeschützte Angriffsflächen. Das Jucken der vielen Stiche und Bisse ließ mich nicht mehr schlafen. Ich kroch von der Pritsche hinunter, setzte mich mit meinen Sachen auf den Fußboden und knackte sage und schreibe 34 Flöhe, die ich in den Nähten und Säumen erwischen konnte, zwischen den Fingernägeln. Erwischten und zerdrückten wir die Wanzen, so hinterließen sie einen starken, widerlichen Geruch und dick anschwellende Quaddeln. Vor den Pritschen verblieb den Gefangenen ein so kleiner Raum, dass sich nur mit großer Mühe und Diszip-

lin alle zwölf in einem kleinen Kreis, Körper an Körper, aufstellen konnten und im Gleichschritt marschieren mussten, um sich etwas Bewegung zu verschaffen. Unserem Galgenhumor war es zuzuschreiben, wenn wir Lieder anstimmten, trotzig und lauthals, wie zum Beispiel „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern!“ Einer unserer Kameraden versuchte unentwegt, sich durch den Verzehr von Machorka, einem grob geschnittenen Tabak aus Tabakstängeln, krank zu machen.

War die Nacht endlich vorbei, rissen die Wachen sämtliche Zellentüren eines Ganges des in T-Form angelegten Zellenbaus auf, und aus jeder Zelle quollen die Männer, um sich an einem großen Waschtrog zu erfrischen, Wasser aufzunehmen und die Bisse und Stiche zu kühlen. Gleichzeitig wurden die Fenster aller Zellen aufgerissen, und so entstand ein starker, kalter Luftzug - es war November, und die Außentemperaturen waren eisig -, der von den Gefangenen mit ihren nassen Oberkörpern als willkommene Erfrischung empfunden wurde. Mir allerdings brachte diese Abkühlung eine nasse Rippenfellentzündung ein, die sich innerhalb weniger Tage verstärkte. In dieser Situation war es wieder Hans Walther, der Alarm schlug und beim morgendlichen Appell nach einem Arzt für mich verlangte.

Nach ersten Untersuchungen im Krankenrevier des Lagers mit dem genannten Befund und dem Verdacht auf Lungentuberkulose wurde ich in die so genannten Steinbaracken verlegt. Diese waren zu je vier in einem Block abgeschlossen. Eine hohe Mauer mit einer Stahltür als Zugang zum Block schottete die Baracken gegen die Lagerstraße hin ab. Jeder Block war von den weiteren durch einen Stacheldrahtzaun abgegrenzt; die Außenmauer des Lagers war, wie schon erwähnt, mit Mauer, Sperranlagen und Wachtürmen gesichert. Mir wurde ein Platz in Baracke 3 zugeteilt, links vom Eingang auf einer der oberen Liegen eines Doppelstockbetts. Bei einer Besichtigung des ehemaligen Speziallagers Sachsenhausen nach 1990 musste ich feststellen, dass sowohl der T-Bau als auch die Lagerstraße mit ihrer Mauer und den mit Stahltüren verschlossenen Zugängen zu den einzelnen Blöcken beseitigt worden sind, offenbar um die Existenz des Speziallagers von 1945-1949 mit seinen erschreckenden Haftbedingungen für Tausende von Menschen aus der SBZ zu vertuschen.

Hier wie anderswo - etwa im Speziallager Mühlberg/Elbe - haben die DDR-Behörden versucht, wohl mit sowjetischer Unterstützung, die Zeugnisse der Verfolgung und Vernichtung Tausender in vielen Lagern für immer verschwinden zu lassen. Für die Lagerleitung des ehemaligen KZ

Sachsenhausen wäre es eine historische Verpflichtung und ein Gebot der historischen Wahrhaftigkeit, auch das Leiden der Gefangenen von 1945-1949 durch eine Wiederherstellung der äußeren Bedingungen, der entfernten Baulichkeiten, zu dokumentieren.



*Baracke Sachsenhausen, Aufnahme 2003*

Die veränderten Haftbedingungen, die etwas größere Bewegungsfreiheit und die bessere Verpflegung machten den Alltag erträglicher und trugen neben der medizinischen Behandlung zur Besserung meines Gesundheitszustandes bei. Mehrmals wurden mir im Krankenrevier Kalzium- und Glukosespritzen verabreicht. Die erste Kalziumspritze, zu schnell intravenös verabreicht, bewirkte einen Hitzeschwall, der mich in Ohnmacht fallen ließ. Ansonsten herrschte bei mir der Eindruck vor, dass der russische Arzt ehrlich um mich jungen Kerl bemüht war und mich vorerst vor dem Abtransport in die Sowjetunion bewahrte. Nicht unwesentlich mag auch die tief verankerte Furcht der sowjetischen Behörden vor einer Einschleppung von Epidemien in ihr Land zu meinem vorläufigen Verbleib in Sachsenhausen beigetragen haben. Im Krankenrevier konnte ich Kontakt mit einem Mitglied unserer Gruppe aus Weißenfels aufnehmen, mit Günter Tappert, der wegen einer schweren doppelseitigen offenen Tuberkulo-

se in das Krankenrevier verlegt worden war. Es ging ihm sehr schlecht. Die Ärzte hatten ihm einen doppelseitigen Pneumothorax gelegt, der ihn beim Atmen behinderte und ihn nicht vor seinem frühen Tod retten konnte. Er muss im Umfeld des Lagers vergraben worden sein.

Mit Abklingen der Rippenfellentzündung im Frühjahr 1949 verlegte mich die Lagerleitung wohl versehentlich - auf wessen Geheiß auch immer - aus den isolierten Steinbaracken etwa drei Blöcke weiter in eine der großen Baracken mit den „normalen“ Lagerinsassen, die nicht auf der Liste zur Deportation standen. Je zwei dieser Baracken befanden sich in einem Block. Die Baracke teilte sich auf in zwei große Flügel, in denen jeweils schätzungsweise 80 Mann auf durchgängigen Doppelstockpritschen untergebracht waren.

Zu den Besonderheiten dieser Monate gehörte der Umstand, dass die Gefangenen im September erstmals Schreiberlaubnis erhielten. Niemand bemerkte, dass ein für die Deportation bestimmter Häftling auf diese Art ein Lebenszeichen an seine Verwandten, ins „Freie“ senden konnte (siehe den Brief vom 29.9.1949 im Anhang). So konnte ich vor meinem Abtransport im November 1949 einige Reclam-Hefte von Goethe, Schiller usw. in Empfang nehmen, die mir meine Mutter zuschickte. Eine Bestätigung, ob die restlichen Familienmitglieder noch lebten, erreichte mich aber leider nicht mehr. Informationen über das Schicksal meiner Familie sollte ich erstmals in Form von Postkarten des Verbandes der Rotkreuz- und Roter-Halbmond-Gesellschaften der UdSSR im Jahre 1954 erhalten. Bei meinem Abtransport musste ich leider alle literarischen Schätze zurücklassen. In Erinnerung geblieben sind mir bis heute Teile des Prologs zu Goethes „Faust“, den ich auswendig gelernt hatte.

Die Gefangenen waren in den Baracken eingeschlossen und versuchten, dem Lagerkoller durch Aufführungen von Scharaden, Gesängen, Spielen u.ä. zu entgehen. Der Hunger war quälend. In was für bedauernswerte, armselige Wesen erwachsene Menschen sich, durch den Hunger getrieben, verwandeln können, das offenbarte die tägliche Verteilung der Brotration. Auf je sechs Mann wurde ein Kastenbrot verteilt. Auf einem Tisch, in den eine Kerbe in der Länge des Brotes eingelassen war, wurde ein Draht, an dem als Griff ein rundes Hölzchen befestigt war, von der Verankerung her über und durch das Brot gezogen, erst längs und dann zweimal in der Breite, um es auf diese Weise in sechs Teile zu schneiden. In einer stets identisch zusammengesetzten Gruppe wurde nun täglich in wechselnder Reihenfolge der „Wahlberechtigten“ zugegriffen. Wer zuerst

an der Reihe war, hatte das Glück, aber auch die Qual der Wahl. Manchmal spielten sich um die Wahl des Brotstückes elende, entwürdigende Szenen ab. Jeder einzelne war von dem Gedanken gefangen, den Hunger zu stillen, eine Dystrophie [wahrnehmbare, degenerative Veränderung von Gewebe, einem Körperteil oder des Gesamtorganismus] zu überleben - ich hatte viele Kameraden aller Altersstufen gesehen, mit dünnen, hageren, knochigen Beinen und Armen, mit hängenden Bauchlappen, hohlen Augenhöhlen, nur noch Haut und Knochen -, jeder war mit allen Sinnen darauf ausgerichtet, das größte Stück Brot zu erkennen! Dazu noch ein Kantenstück, weil dieses zwei Krustenseiten hatte und kräftigeres und längeres Kauen und Beißen versprach. Da es aber anfangs vier Kantenstücke gab, huschte und zögerte die Hand, wollte zitternd zugreifen und schreckte doch wieder zurück, um einen anderen Kanten zu fassen, im Glauben oder der Täuschung erlegen, das größte und beste Stück ergriffen zu haben. Die Kanten zwei bis vier waren durch die folgenden „Wahlberechtigten“ regelmäßig ebenso schnell vergeben. Die verbliebenen zwei Mittelstücke mit nur einer Kruste fielen an die beiden letzten Kandidaten. Diese Prozedur wiederholte sich jeden Morgen. Erinnere ich mich an die über das Brot gebeugten Gestalten, die Physiognomien, von Hunger, Gier und Angst gezeichnet, und an die abschätzenden Blicke, dann bedrängt mich das Bild einer gequälten Kreatur, die, um den Hunger zu lindern, all ihre Würde, ihre menschlichen Züge zu verlieren drohte.

Wenn ich mich richtig erinnere, dann wurden wir täglich zweimal gezählt. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, dass eine Gruppe von Häftlingen von einer Baracke aus einen Tunnel unter den Lagerbefestigungen hindurch gegraben habe, erfolgreich entkommen und bis Westberlin gelangt sei. Abends tastete der Scheinwerfer vom Wachturm her den Innenhof zwischen den Baracken ab.

Meine Gefühlslage schwankte damals zwischen der Hoffnung, vielleicht mit der Mehrheit der Lagerinsassen entlassen zu werden oder zumindest in Deutschland verbleiben zu können, und der Befürchtung, mit einjähriger Verspätung meiner Gruppe in die Sowjetunion zu folgen. Leider traf die zweite Prophezeiung ein, und mein Weg trennte sich von dem der anderen Gefangenen des Lagers Sachsenhausen.

## Transport nach Osten

Im November 1949 wurde ich aufgerufen und über die lange Lagerstraße in die Kleiderkammer geführt, wo jener deutsche Kapo Dienst tat, der meine Mutter nach seiner Entlassung über meine Deportation informieren sollte. Ich selbst blieb wie erwähnt lange Jahre im Ungewissen über das Schicksal des Restes meiner Familie. Der „Kämmerer“ meinte es mit mir, dem „Milchgesicht“, sehr gut und stattete mich mit einem bis zu den Füßen reichenden Mantel aus, wie ihn die Motorradfahrer bei der Wehrmacht getragen hatten. Nachdem alle zum Transport bestimmten Häftlinge in einer Baracke in der Nähe des Appellplatzes vor dem Haupttor ausgiebig gefilzt worden waren, Intimbereiche nicht ausgespart, mussten wir in langen Reihen sitzend auf dem halbrunden Platz vor dem Tor bis zum Einbruch der Dämmerung ausharren. Schätzungsweise an die 1200 Männer - Frauen habe ich nicht erkannt - saßen vor dem Lagertor. Im Schutze der Dunkelheit vollzog sich dann ein martialisches, gespenstisches Schauspiel: In Gruppen von ca. 30 Mann wurden wir durch das Tor mit der Inschrift „Arbeit macht frei“ getrieben und auf dem äußeren Vorplatz unter gebrüllten Kommandos und Flüchen auf Traktorenanhänger verfrachtet. Kaum war man auf den Anhänger aufgestiegen, packten russische Soldaten zu und pressten einen zwischen die Beine der bereits sitzenden Gefangenen. Das Gebäude war hell erleuchtet von Scheinwerfern, waffenstarrende Posten, Hunde und aufgestellte Maschinengewehre sollten wohl jeglichen Gedanken an eine Flucht im Keim ersticken. Unser Gespann war das letzte in der Kolonne. Uns folgte ein Pkw mit aufgeblendetem Licht, vermutlich mit dem Auftrag, etwaige Kassiber von Gefangenen abzufangen. Auf dem Weg durch die Straßen von Oranienburg meinte ich an manchen Fenstern hinter leicht zur Seite geschobenen Gardinen Gestalten zu erkennen. Ob sie wussten, was mit uns geschah?

Die Fahrt der Kolonne endete am Güterbahnhof von Oranienburg. Dort stand an der Rampe ein schier endloser Güterzug. Wir wurden namentlich aufgerufen und auf die Waggons verteilt, alles unter Drohgebärden und in großer Eile, etwa 50 Mann in jeden Waggon. An den Stirnseiten befanden sich je drei große, durchgehende Pritschen übereinander, in der Mitte des Wagens ein Kanonenofen, neben der Tür eine nicht verschließbare Öffnung mit einem nach außen schräg befestigten Brett für die Notdurft, zwei kleine vergitterte Fensterluken, die man von innen öffnen bzw. schließen konnte, und auf den Pritschen eine Lage Stroh. Es dauerte fast die ganze

Nacht, bis der Zug voll beladen und die Gefangenen aus dem Zellenbau, mehrheitlich Russen, „aufgeladen“ waren.

Im Morgengrauen fuhr der Zug an, in Richtung Osten. Ein Gefühl des Verlorenseins, Heimweh, die Furcht vor dem Morgen überwältigten mich. Würde es je ein Zurück, eine Heimkehr, geben, nach 20 Jahren? Wohin, wohin ging die Fahrt? Leb wohl, Heimat! Leb wohl, Deutschland! Ein letztes Lebenszeichen ließ ich durch das Fenster ins Ungewisse flattern. Ob jemand die Botschaft finden würde? Die letzten Grüße an meine Mutter, von der ich nicht wusste, ob sie noch lebte. Den Zettel mit meiner Adresse und der Nachricht meines Transports nach Russland hatte ich im Mantelsaum versteckt und durch die Kontrollen schmuggeln können. Ein unabwendbares Schicksal, eine dunkle beängstigende Zukunft ergriffen Besitz von uns.

In der ersten Nacht, irgendwo zwischen Frankfurt an der Oder und Warschau, blieb der Zug auf freiem Gelände stehen. Ein anfangs rätselhaftes, bedrohliches Pochen war zu vernehmen, erst weit von unserem Waggon entfernt, dann nach und nach sich nähernd, raue, fluchende Stimmen und Kommandos, in den benachbarten Waggons rumpelten und schlugen die schweren Waggontüren auf und zu, und dann machten sich Soldaten an unserem Waggon zu schaffen. Die Riegel wurden aufgeschlagen, die Waggontür rollte auf, und ein erschreckendes Szenario lief innerhalb weniger Minuten ab. Gleich einer Horde wilder Hunnen sprangen zwei, drei Soldaten in unseren Wagen, trieben, mit Knüppeln auf uns einschlagend, alle Gefangenen auf eine Seite des Waggons, um uns anschließend wie die Lämmer auf die andere Seite zu jagen und dabei abzuzählen. Vor den Schlägen der Wachmannschaft ausweichend, drängten die Männer wie ein Fischschwarm mal nach der einen, mal nach der anderen Seite, und ihr Geschrei mischte sich mit dem Gebrüll der Posten. Bei dem Versuch, mich schnell auf die obere der drei Pritschen in Sicherheit zu bringen, wurde ich gegen die Stirnseite der Pritsche gepresst und so eingeklemmt, dass mein Oberkörper oberhalb, mein Unterkörper unterhalb der Kante von der nachdrängenden Menge erfasst wurde. Neben den Schmerzen verspürte ich in diesem Moment echte Todesangst.

Mein Schrei ließ die Menschenwoge einen Augenblick zurückweichen, und ich konnte mich mit Mühe aus der misslichen Lage befreien. Diese ganze Zählaktion wurde begleitet vom dröhnenden Pochen auf dem Dach, als würden mehrere Krocketspieler ihre Schläger mit Wucht auf die Decke des Waggons schlagen. Offenbar wollte man mögliche Fluchtversuche

rechtzeitig entdecken und vereiteln. Auch von innen wurden die Wände und der Boden des Waggons kontrolliert. Vor dem Waggon hatten mehrere Soldaten mit Kalaschnikows im Anschlag Posten bezogen. Die Szene wird mir für immer im Gedächtnis bleiben: Mittelalterlich anmutende Fackeln, deren flackerndes Licht Gesichter und Gestalten schemenhaft aufscheinen ließ, Furcht und Schrecken erregend. Schwelende Stofffetzen hingen in vermutlich mit Petroleum gefüllten Konservendosen, die an langen Stöcken befestigt waren und den Waggon nur schwach auszu-leuchten vermochten. Die ganze Zählung verlief im Halbdunkel, vom permanenten Zählen: „*ras, dwa, tri*“ („eins, zwei, drei“) und Kommandos, Flüchen und Drohungen begleitet. Nacht für Nacht sollte sich dieses Prozedere wiederholen. Der Waggonälteste, ein Russe, entwickelte mit der ganzen Mannschaft Methoden, um es durch einen organisierten, reibungslosen Ablauf zu entschärfen. So hatten sich die Jungen als letzte auf eine Seite des Waggons treiben zu lassen, um bei Beginn der Zählung die ersten zu sein, die in Windeseile auf den Pritschen der anderen Seite, möglichst in den oberen Etagen, verschwanden, um so für die nachdrängenden Männer Platz zum Ausweichen zu schaffen.

Manchmal wurden uns ein paar Scheite Holz in den Waggon geworfen, und jedes Mal bedurfte es großer Anstrengungen, ein Feuer im Kanonofen überhaupt zu entfachen. Aber Gefangene haben ihre Überlebensstrategien, und dazu zählte die Beherrschung des Umgangs mit Lunte und Feuerstein. Die Lunte wurde hergestellt aus einem Stück Stoff, das in einem kleinen Aluminiumbecher luftdicht abgeschlossen verschwelte, ohne voll zu brennen. So entstand eine leicht entzündbare Vorrichtung, die mit Hilfe eines Feuersteins und einer Ampullensäge durch Funken-schlag und geduldiges Blasen zum Glühen gebracht wurde. Brannte endlich das Feuer, so drängten sich die Männer an den Ofen, die Hände über die Ofenplatte gestreckt, dankbar für jeden Strahl Wärme.

Ab und zu wurden uns Tee im Eimer und einmal pro Tag ein Stück Brot sowie Suppe in den Waggon gereicht und fair auf alle Mann verteilt. Ruckte der Zug wieder an, so rollten sich die Männer auf den Pritschen zusammen, um der Kälte, die unaufhaltsam in die Kleider kroch, eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten. Die Erinnerung an die Fahrt verbindet sich mit dem Eindruck von durchgefrorenen Händen, Fingern und Füßen, Hunger und Durst, dem scharfen Windzug durch alle Ritzen und den offenen Abort, dem monotonen Rhythmus der schlagenden Räder, dem gelegentlichen Rauschen des Zuges, wenn er eine Brücke über-



querte, dem seltenen Blick durch die Luke nach draußen auf eine vorbeihuschende Landschaft, einen Fluss, Wälder, weite Felder und geduckt in ihrem Schutz kleine Dörfer. Trostlos! Über Frankfurt an der Oder und südlich an Warschau vorbei fuhr der Zug und erreichte schließlich Brest-Litowsk.

Wir fuhren in den Güterbahnhof ein. Auf den Nebengleisen standen mehrere Züge. Durch unsere Luke konnten wir deutsche Laute wahrnehmen. Es stellte sich heraus, dass es sich um deutsche Wehrmatsangehörige handelte, die offenbar ihrer Entlassung aus der Gefangenschaft entgegen sahen, in die Heimat, die sich von uns immer weiter entfernte! Ich versuchte, durch die Luke mit dem Finger in immer gleichen Bewegungen die Worte: „Deutsche! Osten! Aus SBZ“ und meinen Namen zu buchstabieren. Ich weiß nicht, ob einige Männer, die auf mich aufmerksam geworden waren, dies verstanden. Direkten Kontakt konnten sie mit uns nicht aufnehmen. Sie wollten natürlich ihre Entlassung nicht gefährden, und immerhin war unser Zug permanent bewacht.

Nach vielen Stunden erst setzte sich unser Transport wieder in Bewegung, mit unbekanntem Ziel. Allmählich verloren wir das Gefühl für Zeit und Raum. Es mag damals jener Prozess eingesetzt haben, der das jahrelange Ertragen der körperlichen Strapazen, Entbehrungen und seelischen Traumata, der Demütigungen, der inhumanen Behandlung mit dem Versinken in einen zunehmend apathischen Stoizismus und Fatalismus beantwortete.

## **Durchgangsgefängnis Orscha**

Wiederum rollte der Zug und ratterte und ratterte an die 500 Kilometer weit bis nach Orscha,<sup>8</sup> wo wir in einem Durchgangsgefängnis untergebracht wurden. Ein großer eckiger Bau unweit der Bahnlinie, die Zellen, ca. zehn auf zehn Meter, hoffnungslos überbelegt. Der Platz auf den Pritschen war Russen, Ukrainern und Angehörigen anderer Völkerschaften der Sowjetunion vorbehalten, die neu Hinzugekommenen hatten sich auf dem Fußboden niederzulassen. Unter den Pritschen verkrochen sich Balten, vornehmlich Letten, die sich auf diese Art mit ihren „Fresspaketen“ vor Räubereien schützen wollten. Zum ersten Male begegneten uns in dieser Zelle so genannte *Blatnois* [russ. *blatnoi* ‘Krimineller, Berufsverbrecher’], das heißt wegen krimineller Delikte Verurteilte, die sich in Banden organisierten, und ihre Zuträger, die so genannten *Suki* [von russ.

*suka* ‘Hündin’; Diebe, die in den Diensten der Lagerleitung standen (als Wächter, Pförtner usw.)). Es waren etwa 60 von ihnen, die uns unverhohlen abschätzten und sich dann näherten und unsere Kleider taxierten. Schließlich nahmen sie uns mit drohender Haltung jene Kleidungsstücke weg, die Gegenstand ihrer Begierde waren. Mir stahlen sie meinen für mich so wertvollen braunen Mantel aus Sachsenhausen und speisten mich - und dafür musste ich noch dankbar sein - mit einem dünnen, unten abgeschnittenen, also ziemlich kurzen abgerissenen Mantel aus Militärbeständen der sowjetischen Armee ab. Wer begreift, wie bedeutsam für das Überleben in der Kälte des russischen hohen Nordens ein warmes Kleidungsstück sein kann, wird vielleicht nachempfinden können, wie mir zumute war. Ohnmächtig musste ich zusehen, wie mein Mantel nach der Essensausgabe durch die Tür Luke im geleerten Bottich der Kalfaktoren verschwand, heimlich und verstohten, mit dem Versprechen, einige Päckchen Machorka als Gegenleistung zu liefern. *Blatnois* und Gefängniswärter betrieben einen regen Tauschhandel zu Lasten der Mitgefangenen. Wir Deutsche hatten besonders schlechte Karten, da wir stellvertretend für Deutschland, von dem Faschismus und Krieg ausgegangen waren, gebrandmarkt wurden und die russische Sprache nicht oder kaum verstanden.

Zwischen Dösen, Essen und Schlafen in stickiger Luft, in latenter Wachsamkeit, verstrichen mehrere Wochen. Die Fensterplätze waren den Gauern vorbehalten, so dass man nur vom Innenraum der Zelle aus die weite Landschaft erkennen konnte. Inzwischen war Schnee gefallen, Wälder, Wiesen, Felder und die wenigen sichtbaren Gebäude und Hütten lagen in eintönigem Schwarz-Weiß-Kontrast vor dem Gefängnis.

## **Weitertransport nach Moskau**

Weihnachten rückte heran, mein zweites in Gefangenschaft, und ausgerechnet am frühen Morgen des Heiligen Abend öffnete sich die Zellentür, und ein Aufseher rief meinen Namen: „Platt, Gans-Bodo, Sachen packen!“ In der russischen Sprache gibt es keinen Laut „h“, deshalb spricht man unser deutsches „h“ entweder als „g“ oder als „ch“ aus.

Ein zweiter Deutscher namens Gerhard Sch. folgte mir, und wir zwei wurden, natürlich unter Bewachung, zum nahe gelegenen Bahnhof von Orscha geführt. Dort standen wir mit einem Posten allein und abseits von

den auf den weitläufigen Bahnsteigen wartenden Menschen - Menschen, die sich frei bewegen, reden, lachen, fluchen konnten. Immer wieder überkam mich das Gefühl der Abgeschiedenheit, des Abgeschnittenseins von allen normalen alltäglichen Abläufen, in der Fremde, verloren, verlassen! Die klirrende Kälte ließ den Atem stocken, der Himmel war stahlblau, die Morgenröte am Horizont kündigte einen schönen Wintertag an, aber nicht für uns. Wo würden wir morgen sein?

Endlich näherte sich ein Personenzug aus derselben Richtung, aus der wir vor Wochen angekommen waren. Der letzte Waggon schien für uns bestimmt zu sein, ein besonderer Wagen, in dem jedes Abteil einer Zelle glich, mit je drei Liegen rechts und links, ein so genannter „Stolypin-Waggon“.

Gerhard und mir wurde eine der obersten Liegen zugewiesen, direkt unter dem Dach, so dass wir ganz flach liegen mussten. Es gab keinen Spielraum, um den Kopf oder andere Glieder anheben zu können. Die Liege glich einer Gepäckablage, sie war viel zu kurz, um sich ausstrecken zu können, also mussten wir unsere Beine anwinkeln, um darauf Platz zu finden. Mit Mühe kamen wir so zu liegen, dass der vorne Liegende nicht hinunterfiel. Im völlig überhitzten Abteil, mit einem Stück Brot und einem salzigen Fisch samt Kopf und Schuppen ging die Fahrt in Richtung Moskau, nochmals an die 500 Kilometer, in den Heiligen Abend hinein. Die Gedanken flogen nach Hause. Wie mochte es Mutter und Schwester ergangen sein? Ob meine Klassenkameraden mich vermissten? Friedliche Weihnachten daheim in allen Häusern, Dörfern und Städten ... Und wir? Uns quälte der Durst. Das Wasser, das uns der Wachposten von Zeit zu Zeit hereinreichte, linderte die Trockenheit im Mund nur für kurze Zeit. Die Luft war zum Schneiden von den Ausdünstungen der sieben Männer auf engstem Raum. Das Atmen fiel schwer, man siechte förmlich vor sich hin, stumpf, schlapp, mit müden, schmerzenden Knochen und Muskeln. Allein dank des Halbschlafes entfloh man hin und wieder für wenige Stunden der harten und bitteren Realität.

Am nächsten Morgen fuhr unser Zug in den Weißrussischen Bahnhof in Moskau ein. Nur annähernd kann ich das Gefühl, das mich angesichts des regen Treibens bewegte, beschreiben. Zahllose Menschen in typisch russischer, winterfester Kleidung, Frauen und Kinder, eilten in gebührendem Sicherheitsabstand von uns beiden zur Arbeit bzw. zur Schule, gingen ihrem unabhängigen, glücklichen Leben nach, konnten sich frei bewegen, ohne Fesseln, ohne Handschellen, konnten nach ihrem eigenen Willen das

Schicksal beeinflussen, konnten menschliche Wärme und Nähe suchen, Liebe und Trost erfahren - und wir hatten keinen Anteil daran.

### **In der *Butyrka***

Nach geraumer Zeit fuhr ein vergitterter Polizeitransporter mit einem Heckfenster vor, das den Blick auf breite Alleen und Straßen freigab. Wir zwei, Gerhard Sch. und ich, hatten „Glück“, denn wir wurden in den voll besetzten Transporter zugeladen, standen daher direkt an der Tür und hatten so Gelegenheit, die enteilenden Straßenzüge flüchtig wahrzunehmen, ohne dass wir orten konnten, wo wir uns genau befanden.

Unser Ziel war das berüchtigte Untersuchungsgefängnis *Butyrka*.<sup>9</sup> Das Gefängnis war ein riesiger Bau mit endlos langen Gängen, die beiderseits von unzähligen Zellentüren gesäumt waren. Durch ein schweres Eisentor gelangten wir in den Innenhof. Alle Fenster waren mit schräg nach oben angebrachten Blenden versehen, hinter denen die Fenstergitter verschwanden. Zu allererst wurden Gerhard und ich, wir beiden Deutschen, in eine Zelle eingeschlossen, die überfüllt war mit halbnackten russischen Jugendlichen, schätzungsweise im Alter zwischen 16 und 20 Jahren. Dutzende von Augenpaaren starrten uns abschätzend an, und scheinbar beiläufig und ohne böse Absicht näherten sich uns die jungen Männer, um uns buchstäblich an die Wäsche zu gehen. Wir wären dieser Meute hoffnungslos ausgeliefert gewesen, wenn nicht die Zellentür erneut geöffnet worden wäre und ein Wärter uns befohlen hätte, ihm zu folgen.

Für wenige Stunden wurden wir zu Insassen deutscher Nationalität gesperrt. Als wir uns bekannt machten und uns über das „Woher“ und „Warum“ austauschten, stellte sich zu meiner großen Überraschung heraus, dass sich unter den älteren Männern ein Landsmann aus meiner Heimatstadt Görlitz, ein ehemaliger Stadtrat namens Leisten, befand, der mit ca. 25 bis 30 weiteren Görlitzern, einer ganzen Gruppe von Bürgern aus allen gesellschaftlichen Schichten und den verschiedensten Berufen, im Jahre 1947 aus Görlitz verschwunden war. Meines Wissens handelte es sich bei diesen Personen um ehemalige Sozialdemokraten, die nach der Zwangsvereinigung der Parteien KPD und SPD zur SED 1946 denunziert worden bzw. als „unzuverlässige Elemente“ oder gar als Widerständler Säuberungsaktionen zum Opfer gefallen waren. Leisten war jener Stadtrat, der über die Anstellung meiner Schwester in einem Görlitzer Kindergarten

positiv entschieden hatte. Er hat mich damals zu ermutigen versucht. Aber nach wenigen Stunden wurden wir auseinander gerissen, und ich wurde mit Gerhard, meinem Begleiter seit Orscha, erneut in eine andere Zelle verlegt. Ich habe von Herrn Leisten nie wieder etwas gehört. Er wurde vermutlich in eine andere Region deportiert als wir.

Die uns nunmehr zugewiesene Zelle war fast leer, außer uns beiden befanden sich nur noch zwei weitere Männer darin, die noch ihre Wehrmachtsuniformen trugen und offenbar Offiziere waren. Eine der oberen Pritschen war von einem General von T. belegt. Er ist mir als ein bejammernswerter, kleinkariertes Ritterkreuzträger in Erinnerung geblieben, dessen vornehmliche Beschäftigung sich darin erschöpfte, die in der täglichen Suppe schwimmenden Kartoffelstücke, Fleisch- oder Gemüseanteile säuberlich auf mit dem Löffelrücken durchtrennte Brotscheiben zu drapieren und anschließend sein „Dinner“ einzunehmen, ja buchstäblich zu zelebrieren! War das einer der im Kriege hoch dotierten Helden, die die Befehlsgewalt über Tausende von Männern ausgeübt und mit ihren Entscheidungen über deren Leben verfügt hatten? Ich habe damals die Achtung vor solch einem Manne verloren, der, selbst ins Elend der Gefangenschaft geraten, die harte Wirklichkeit unserer Situation nicht zur Kenntnis nehmen konnte oder wollte und sich in die Etikette althergebrachter, adliger Gepflogenheiten rettete. Diese Begegnung vermittelte mir die Erkenntnis, dass Uniformen geeignet sind, Männer zu Giganten zu stilisieren und mit immensen Befugnissen auszustatten, unabhängig davon, ob sie selbst die Tapferkeit und die Leidensfähigkeit aufzubringen imstande wären, die sie von den ihnen untergebenen Soldaten forderten. Ein grotesk anmutender Standesdünkel glaubte, selbst im Moskauer Gefängnis Privilegien und Dienstbarkeiten einfordern zu können.

Unauslöschlich ist mir ein Detail des Tagesablaufs in der *Butyrka* in der Erinnerung haften geblieben. Wenn die Gefangenen aus ihren Zellen geführt wurden (und wir waren ja nur eine kleine Gruppe), verloren wir uns fast in einer Flucht von Latrinen. Wenn man das Glück hatte, dass der Wachmann sich vorübergehend entfernte, dann konnte man durch das überaus große Fenster einen Blick auf das Panorama von Moskau mit einer Vielzahl in der Dämmerung oder in der Dunkelheit leuchtender roter Sterne auf Turmspitzen und Gebäuden erhaschen, ohne freilich in der Kürze des Augenblicks Orientierungspunkte ausmachen zu können.

Manchmal oder gar täglich wurde uns ein Freigang auf der Terrasse des Gefängnisses erlaubt. Diese war allerdings mit hohen Mauern versehen,

die einen freien Blick auf die Stadt verwehrten. Die kalte, frische, winterliche Luft war eine Wohltat, die ein Mensch in Freiheit wohl kaum nachvollziehen kann. Das Ein- und Ausatmen war eine wunderbare Erfrischung, auch wenn die Verschwartungen am Rippenfell schmerzten und das Einströmen der Luft in die Lungenspitzen verhinderten.

Die Weihnachtstage und Silvester waren im monotonen Gefängnisalltag untergegangen. Die Sehnsucht nach Freiheit und das Heimweh überfielen einen immer wieder. Dann lag man auf der Pritsche zusammengekauert und weinte leise in seine zerlumpte Klamotten. Allmählich hatte jeder seine ausgefeilte Methode, die Kleidung so unter sich anzuordnen, dass der Druck der harten Bretter erträglicher wurde. Die überhitzten Zellen ersparten es uns in der Regel, den Mantel als Decke zu verwenden, und so diente auch er als Matratze. Obwohl der Hunger, der fast zwanghafte Gedanke ans Essen unser ständiger Begleiter war, muss er doch überlagert worden sein von dem Gedanken an das unfassbare Geschehen, von dem täglichen Trauma der Gefangenschaft, der Depression und Apathie einer grenzenlosen Traurigkeit, denn an das Essen kann ich mich kaum erinnern. Unsere Mahlzeiten bestanden mehrheitlich aus einer Schüssel Suppe und einem Stück Brot, dreimal am Tag.

## Wologda

In der ersten Januarhälfte wurden mein Kamerad Gerhard Sch. und ich erneut einem Transport zugeführt. Wieder ein endloser Zug, das unablässige Rattern der Räder, Kälte, Fluchen, Kommandos, Angst, körperliche und seelische Pein! Das Gefühl für die Zeit ging verloren. Tagelang rollte der Zug durch Wälder, Wälder und nochmals Wälder. Bäume und Telegrafmasten huschten vorbei, selten auch eine Bahnstation. Ab und zu gab es einen Schlag Suppe und einen Kanten Brot oder ein paar Scheite Holz für den Ofen, um den sich dunkle Gestalten im flackernden, aus dem Ofentürchen dringenden Licht, mit den Füßen stampfend, scharten. Urin und Fäkalien wuchsen gefroren zu einer immer dickeren Kruste empor. Nach langen Tagen erreichten wir unsere vorläufige Endstation - Wologda.<sup>10</sup>

Das Gefängnis von Wologda könnte ehemals ein Kloster gewesen sein. Die Gefangenen waren in Kellergewölben, vielleicht ehemaligen Lagerräumen, Weinkellern oder ähnlichem, untergebracht. Hier trafen Gerhard

und ich zwei junge ehemalige SS-Soldaten auf dem Wege nach Moskau, zur erneuten Verurteilung. Für einige Tage gaben sie uns Sicherheit vor einer Gruppe von *Blatnois* und ihren Helfershelfern, die kaltschnäuzig Karten spielten und dabei als Einsatz Kleidungsstücke oder andere Habseligkeiten der Zellengenossen verspielten und dann - das schien fast ein „Ehrenkodex“ zu sein - das verspielte Gut erst mit Überredungskünsten und dann mit Gewalt an sich rissen. Kaum wurden die SS-Soldaten aus der Zelle gerufen, machte sich einer der *Suki* an meinen Schuhen zu schaffen. Doch sei es aus einem Reflex heraus, sei es aus Verzweiflung, gab ich diesem jungen Banditen einen Tritt, der ihn in hohem Bogen von der Pritsche beförderte. Zum ersten Male hatte ich mich gegen einen von ihnen verteidigt, und zu meinem Erstaunen ließen die Burschen von mir ab. Die Angst und das Misstrauen verließen mich jedoch auch in den folgenden Tagen nicht, bis eine Gruppe von Litauern in unsere Zelle verlegt wurde, fast ausschließlich ganz junge Menschen, die auf mich einen bleibenden Eindruck machten. Täglich sangen sie ihre litauischen Lieder und ihre Nationalhymne, die laut und dröhnend durch die Katakomben hallten. Stolz waren sie, aufrecht und von einem unbändigen Geist des Widerstandes getragen. Unter ihnen befand sich ein junger Priester. Sie alle hatten in nationaler Gesinnung gegen die sowjetische Herrschaft aufbegehrt. Es waren Tage, die mir persönlich Mut gegeben haben, in denen ein erwachender Zorn, vielleicht auch Hass in mir den Willen weckte, mich nicht brechen zu lassen, zu widerstehen, welche Schikanen, welche Qualen auch auf mich zukommen sollten. Zum Glück verließen die *Blatnois* irgendwann unsere Zelle. Stattdessen stießen zwei blutjunge Finnen zu uns. Neben Letten, Esten und Ukrainern versammelten sich in unserer Zelle Polen, Russen und Angehörige kaukasischer Stämme. Es war eine bunt zusammengewürfelte Schicksalsgemeinschaft. Die meisten von uns waren politisch Verfolgte und zu Zwangsarbeitslager Verurteilte. Die Verständigung lief entweder auf englisch, meist aber auf russisch. Als hilfreich für mich erwiesen sich mehr und mehr meine zwei Jahre Russisch an der Oberrealschule (Gymnasium) in Görlitz. Der kyrillischen Schrift, einiger stereotyper Redewendungen und der Grundlagen der russischen Grammatik mächtig, konnte ich mich an der Konversation in begrenztem Umfang beteiligen. Die Möglichkeit, sein persönliches Leid mit anderen teilen zu können, machte die psychische Not erträglicher. Es mag paradox klingen, aber diese Begegnung mit Menschen verschiedenster Nationalität ist eine der Erfahrungen, die ich mein Leben lang nicht hätte missen wollen.

In Wologda erlebte ich zum ersten Male die Prozedur einer echten russischen Dampfsauna. So genannte Friseure entfernten sämtliche Körperbehaarung, und so, frisch geschoren wie die Lämmer, drängten wir uns in einer Kammer um die Duschen, aus deren Köpfen kein Wasser, sondern scharf zischender Wasserdampf austrat, der in kürzester Zeit den ganzen Raum in dichten, undurchdringlichen Nebel hüllte. Zwar machten alle sanitären Einrichtungen den Eindruck eines absoluten Reparatur- und Renovierungsbedarfs, aber sie erfüllten doch auf einfachste Weise ihren Zweck. Inzwischen wurde unsere Kleidung in anliegenden Räumen erhitzt, um Ungeziefer abzutöten, wonach wir sie noch warm wieder in Empfang nahmen und anzogen - eine zweite Wohltat auf dem weiten Weg in die Arbeitslager am Polarkreis, die mir in Erinnerung geblieben ist.



## „Besserungsarbeitslager“ Inta<sup>11</sup>

Im Februar 1950 traten wir unsere, wie sich herausstellte, letzte Etappe an, die Fahrt in den hohen Norden. Von Moskau etwa 500 Kilometer entfernt, sollten wir in nochmals etwa 950 Kilometer Entfernung, nach einem Transport über Kotlas, Uchta und Petschora, das Ziel unserer Verbannung erreichen: Inta. Die „Reise“ dorthin, durch die Taiga, über riesige zugefrorene Flüsse und Brücken, an kleinen Ansiedlungen vorbei, erschien endlos. Am Abort bildeten sich Eiszapfen, an den Wänden des Waggons Raureif. Die eisige Kälte ließ die Glieder erstarren. Es schien, als führe der Zug eine Totenfracht. Nur wenn er hielt, Waggontüren auf- und zuschlugen, Zählungen oder Proviantaufnahme stattfanden, kam Leben in die reglosen Bündel auf den Pritschen. Instinktiv vermieden die Männer den geringsten Verlust an Energie und Körperwärme, um zu überleben. Mitunter konnten wir einen wunderschönen Sonnenuntergang oder eine sterrenklare Nacht wahrnehmen, doch gleichzeitig machten uns diese Schönheiten der Natur noch trauriger.

Wir erreichten Inta an einem eisigen Februarmorgen des Jahres 1950. Unser Zug hielt auf einem abgelegenen Gleis, und es hieß „Aussteigen“! Unbeholfen und einander stützend taumelten wir auf Mutter Erde, in den Schnee. „Antreten, abzählen!“, „*Dawai, dawai, paschol!*“ („Los, auf geht's!“) - die meistgehörten Befehle für viele Jahre! Und auch die Rituale kehrten immer wieder: das Warten am Lagertor (in diesem Falle des 5. Olp),<sup>12</sup> das Ausrufen der Namen, das Zusammenstellen der Abteilungen und ihre Verteilung auf die verschiedenen Baracken, die Einkleidung mit wattierten Hosen, Jacken und halblangen Übermänteln, den so genannten *Buschlats* (r. *buschlat* ‘Mantel, Überzieher’), das Durchschleusen durch Bad und Entlausung und dann endlich das Ergattern eines Platzes auf der oberen Pritsche eines Stockbetts in einer Baracke sowie einer alten Decke - und dann nur noch schlafen, schlafen!

Am nächsten Morgen erste Befehle: „Du, du, du, *dawai!*“ Antreten zum Schneeschippen, draußen vor dem Lager waren Gleise freizuschaufeln! Bei eisigem Frost, in dünnen Stoffschuhen, die man mir verabreicht hatte? Ich weigerte mich, wurde prompt gemeldet und fand mich unversehens im Karzer des Lagers wieder. Ein kleiner Holzbau im Blockhausstil mit ca. drei Zellen, warm und sauber, aber für drei Tage nur eine Mahlzeit, also wieder Hunger, Hunger, Hunger!

Nach 14-tägiger Quarantäne wurde ich mit anderen Ankömmlingen in einem Lastwagen in ein Arbeitslager, in den so genannten 9. Olp verlegt. Der größte Teil der Belegschaft von etwa 2500 Gefangenen arbeitete im Kohleschacht Nr. 9. Ich wurde vorerst einer Brigade für Lagerarbeiten zugeteilt und erhielt meine Identifikationsnummer T-909, die auf alle Kleidungsstücke aufgenäht werden musste. T-909 - jetzt war ich eine Nummer!

## **Verpflegung, Gefangenenhierarchie und Arbeitsbedingungen**

Vom Lager aus, welches natürlich durch Stacheldrahtzäune, Wachtürme und „Todesstreifen“ gesichert war, konnte man die qualmenden und glühenden Abraumhalden des Schachtes Nr. 9 sehen. Sonst gab es ringsum nichts als Tundra, kaum Bäume, nur vereinzelt Birken, und schlammige Wege, die mit erkalteter Schlacke des Abraums permanent notdürftig befestigt wurden.

In der Mitte des Lagers stand der Speisesaal, die *Stolowaja*, ein täglich dreimal angestrebter Ort, an dem man seinen Hunger vorübergehend stillen konnte. In der Regel gab es morgens und abends eine Brotration, die man sich über den Tag einteilen musste, Suppe und Brei (*Kascha*). In den Baracken gab es zudem durchgehend einen wässrigen Tee aus Aluminiumbottichen, der meistens mit einem faden Aluminiumgeschmack behaftet war. Die Rationen reichten gerade aus, um zu überleben und arbeiten zu können, aber selten hatte man das Gefühl, satt zu sein. Die Suppe bestand in der Regel aus einem wässrigen Sud aus Sauerkraut, *Kapusta* genannt (russ. *kapusta* ‘Kohl’), in dem wenige Kartoffelstücke und zerkochte Bestandteile von Fischen schwammen. Fischeaugen, Kiemen, Schuppen, Gräten - wer sollte das essen? So schöpfte man die Flüssigkeit ab, versuchte die Sauerkrautfäden, Kartoffelstücke und die Weichteile von Fisch - sofern sich welche fanden - herauszufischen und den Rest in der Schüssel zu belassen. Aber auch diese Reste fanden noch Abnehmer: Stets liefen einzelne, zumeist ältere Männer mit Argusaugen durch die Tischreihen, immer danach spähend, wo solche nicht mehr zu genießenden Essensreste zu erhaschen waren. Reste von Brei, die ein begünstigter Brigadier hinterlassen hatte, wurden erbettelt, vor den Augen der anderen Häftlinge an sich gerissen und verschlungen. Diese Gefangenen hatten jede

Scham, jede Hemmung und Würde verloren und boten einen erbärmlichen Anblick, aber wer will sie dafür verdammen?

Der Speisesaal war gewöhnlich mit Sägemehl ausgelegt, das nach den Mahlzeiten samt den beschriebenen Abfällen zusammengefegt, entfernt und erneuert wurde. Gegessen wurde aus zerbeulten Aluminiumschüsseln, *Miskas* (russ. *miska* 'Essschüssel, Napf') genannt. An der Stirnseite des Saales befand sich eine Bühne, die später in unserem Lagerleben eine große Rolle spielen sollte, wovon noch die Rede sein wird.

Im Arbeitslager gab es eine Hierarchie der Gefangenen. An deren Spitze standen gewaltbereite Kriminelle, die allerdings nach Konflikten mit den „Politischen“ restlos aus dem Lager entfernt wurden. Schließlich wollte die Lagerverwaltung die hohe Arbeitsmoral der politischen Häftlinge nicht durch kriminelle Machenschaften, den Diebstahl von Kleidung und Nahrung sowie durch Erpressungen, die sogar in Messerstechereien ausarten konnten, gefährden.

Wie in jedem Lager waren Arbeitsplätze in Küche, Brotschneiderei, Bad und Trockenräumen, ja sogar beim Latrinenreinigen heiß begehrt. Jeder privilegierte Arbeitsplatz erhöhte die Überlebenschancen, garantierte eine höhere Kalorienzuteilung und zusätzliche Nahrung - und sei es nur dadurch, dass man beim Säubern der Kessel in der Küche die verbleibenden Essensreste in Eimern sammelte und anschließend bis zum Erbrechen in sich hineinschaufelte. Gab es mittags Bohnen, dann lagen hinterher die Männer stöhnend auf ihren Liegen und hatten stundenlang Probleme mit ihren aufgeblähten Mägen und Gedärmen, was zu entsprechenden Entlüftungen führte ... Es war ein „Fressen auf Vorrat“. Der Leiter der Brotschneiderei, ein Volksdeutscher, hatte mir in einem Winter zu einem Hilfsdienst nach der offiziellen Schicht verholfen: Ich hatte die Wege unter anderem vor der Brotschneiderei vom Schnee freizuschaufeln, wofür ich zum Lohn abends jeweils eine Tüte mit dem Brotverschnitt erhielt, was mir und meinen Kameraden über einige weitere Stunden des Hungern hinweghalf.

Im Lager Inta lebten unter den ca. 2500 Zwangsarbeitern<sup>13</sup> nur 25 Deutsche, eine verschwindende Minderheit, die sich vielen Anfeindungen ausgesetzt sah. Das war die Rache, die uns für den durch die Nationalsozialisten begonnenen und von der deutschen Wehrmacht geführten Krieg gegen die Sowjetunion mit Millionen von Toten und verwüsteten Städten und Dörfern erteilte. Wahrheiten und Vorurteile mischten sich und fanden Ausdruck in Drohgebärden, Flüchen und anderen Aggressionen gegen alles,

was sich „deutsch“ nannte. Eigentlich konnten wir nur überleben, weil wir uns im täglichen Zusammenleben und -arbeiten in den Brigaden durch unseren Einsatz und unsere Zuverlässigkeit mehr und mehr Achtung und Wertschätzung erwarben.

## **„Pfusch am Bau“ (*Tufta*) und andere Überlebensstrategien**

Wie erwähnt hatte man mich einer Brigade für Lagerarbeiten zugeteilt. Vor dem Lager standen die weiß getünchten Baracken der Verwaltung, des Lagerkommandanten usw. Wie in einer Laubenkolonie oder auf einem Campingplatz unserer Tage waren kleine „Vorgärten“ mit Holzzäunen verziert. Eine meiner Aufgaben war es nun, die Pfosten dieser Zäune zu erneuern, scheinbar eine problemlose Arbeit. Aber bald erwies sich das Einlassen eines Pfostens in die durch und durch gefrorene Bodendecke der Tundra als Schwerstarbeit. Mit einem Stemmeisen, *Lom* genannt, musste Brocken für Brocken aus dem vereisten, steinharten Torfboden herausgeschlagen werden, eine stundenlange, schweißtreibende und sinnlose Arbeit. Wenn das ausgeschlagene Loch Platz für einen Pfosten bot, wurde dieser mit Hilfe von Keilen auf allen Seiten stabilisiert - bis der Sommer kam und der Boden bis zu einem halben Meter auftaute, mit entsprechenden Auswirkungen!

Die Kälte war eisig; in jenem Winter fiel die Temperatur zeitweise bis auf minus 51 Grad - die kälteste Temperatur, die ich je erlebt habe. Unter solchen Bedingungen hatte unsere Brigade mehrere Tage lang eine für das Lager angekommene Ladung Mehl auszuladen. Scharfer Wind verstärkte noch die Kälte, und so stapelten wir die Mehlsäcke aus den Waggons zu Mauern auf, um hinter ihnen Schutz zu finden. Gleichzeitig verbarg uns der Wall vor den Blicken der Posten. Dies nutzten wir dazu, um im täglichen Wechsel, so dass es nicht auffiel, mit den kalten Händen in die Schlitze der aufgerissenen Säcke zu fahren und so viel Mehl in unsere Taschen zu schaufeln, wie wir konnten. Als ich an der Reihe war, machte ich mir folgenden Umstand zunutze: Die Gefangenen bekamen alle 14 Tage anlässlich des Badens neue Leinenunterwäsche. Die langen Unterhosen wurden mit Bändern oberhalb des Fußgelenkes zusammengebunden. Den sich längs der Beine bietenden Raum füllte ich mit Mehl auf, ohne zu bedenken, dass meine Bewegungsfreiheit dadurch eingeschränkt und mein Gang auffällig steif wurde. Vor allem beim üblichen Filzen vor

dem Einmarsch durch das Lagertor hatte ich alle Mühe, meine heimliche Fracht zu verbergen. Ich weiß nicht, ob der mich kontrollierende Wachposten etwas merkte; jedenfalls ließ er mich laufen. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass mir, dem jungen, schwächlichen Kerl, gegenüber wohlwollende Nachsicht geübt wurde. Auch unter den in den Norden verbannten Wachmannschaften gab es Menschen mit Herz!

In die Baracke zurückgekehrt, zog ich Filzstiefel und Fußlappen aus, stellte mich barfuß auf eine ausgebreitete Zeitung, öffnete die Bänder an der Unterhose und ließ das Mehl aus meinen Unterhosen rieseln. Not macht erfinderisch! Anschließend zogen meine Kameraden und ich mit der Beute in eine kleine Küche, die in der Regel jenen Gefangenen vorbehalten war, die aus ihren Heimatländern „Fresspakete“ erhielten - darunter vor allem Balten - und sich zusätzliche Mahlzeiten zubereiten durften. Wasser und Mehl wurden zu einem Brei gerührt, die „Mehlkuchen“ auf der heißen Platte gebacken und angebräunt und dann mit Genuss verzehrt, allerdings wiederum mit der entsprechenden Wirkung auf die Verdauung.

Nach etwa 14 Tagen Arbeit in der Lagerbrigade wurde ich einer Baubrigade zugeteilt, die in der Stadt Inta neben bereits vorhandenen Blockhäusern für die Familien von Offizieren, Direktoren, Ingenieuren usw. Gebäude aus Ziegelsteinen errichtete. Mit vorsintflutlichen Gerätschaften, bei Wind und Regenwetter, Schnee und Frost bis minus 20 Grad wurde unter widrigen Umständen gearbeitet. Es galt, vierstöckige Flachdachbauten hochzuziehen, ähnlich den Plattenbauten sozialistischer Bauart, nur niedriger und nicht aus Fertigteilen, sondern mit einem aus Ziegeln errichteten Mauerwerk. Das Baumaterial mussten wir zunächst mit Schubkarren vom Baugrund über schräge, oben aufliegende Bretterstege bis in das zweite Stockwerk schieben und stemmen, nicht selten mit dem Ergebnis, dass bei der geringsten Verlagerung des Gewichtes, einer Unaufmerksamkeit oder mangels der erforderlichen Muskelkraft die gesamte Ziegelladung oder der Mörtelbrei ins darunter liegende Stockwerk prasselte. Für das dritte und vierte Stockwerk wurde uns ein „Kran“ zur Verfügung gestellt, der allerdings nur aus einer verrosteten Säule, einem Schwenkarm von ca. 5 Metern Länge, einigen Rollen und einer dazugehörigen Seilwinde, der so genannten *Lebjodka*, auf deutsch ‘Schwan’, bestand.

Am Drahtseil, das über die Winde bis zur Spitze der Säule lief, hing eine Plattform, auf die das Baumaterial gepackt und dann nach oben gezogen wurde, wo die Maurer mit langen Haken den Schwenkarm einholten und dann das Kommando zum Niederlassen der Ladung nach unten brüllten:

„*Tschut, jeschtscho tschut, jeschtscho!*“ („Noch ein bisschen, noch ein Stückchen!“). Es bedurfte eines ausgeprägten Feingefühls und immenser Kraft, um mit dem rechten Arm oder auch mit beiden den Bremshebel nur so weit zu lockern, dass das schwere Gewicht nicht in einem rasanten Fall Menschen und Material beschädigte. Im Bruchteil einer Sekunde musste man den Hebel mit aller vorhandenen Kraft nach unten drücken, um eine weitere Drehung der Seilwinde zu verhindern. Bei dieser abenteuerlichen Technik waren Unfälle vorprogrammiert, doch meistens blieb es bei Sachschäden, kannten wir doch bald die Tücken und Gefahren auf dem Bau und lernten, sie rechtzeitig zu erkennen und zu meiden.

Anfangs bekam ich Handlangerdienste zugeteilt, doch nach wenigen Wochen übernahm ich die Tätigkeit des Maurers mit Kelle und Lot, und zuletzt verputzte ich die Innenwände des Hauses. Ich habe dabei sehr viele handwerkliche Fertigkeiten erworben und vor allem auch gelernt zu improvisieren, wenn Handwerkszeug fehlte oder unbenutzbar war.

In diesem Zusammenhang ist mir eine Begebenheit unauslöschlich im Gedächtnis geblieben, die anschaulich das illustriert, was man im Russischen mit *Tufta* und im Deutschen mit „Pfuscher“ bezeichnet: Zwar waren Türen und Fenster noch nicht eingesetzt, doch der Rohbau sollte vom Bauchef in den nächsten Tagen kontrolliert und abgenommen werden. Lag es daran, dass der Bau größtenteils in den Wintermonaten hochgezogen worden war, lag es an der minderwertigen Qualität der Ziegel, wie auch immer, die Fronten der Außenwände wiesen jedenfalls nicht zu verbergende Flächen weißen Schimmels auf. Was tun? Nach anfänglicher Ratlosigkeit bekamen meine Arbeitskameraden und ich von unserem Brigadier die Anweisung, Ziegelmehl herzustellen. So saßen wir denn zusammengekauert auf dem Boden, rieben Ziegel gegen Ziegel - eine ziemlich anstrengende Sache - und stellten erhebliche Mengen von Pulver her, das, in Wasser aufgelöst, uns in die Lage versetzte, den angeschimmelten Ziegeln einen leuchtend ziegelroten Anstrich zu verpassen. Zum Glück stand das Baugerüst noch, und so konnten wir frei nach Potjomkin die ganze Fassade übertünchen. Ob der Chef etwas gemerkt hat? Der Brigadier war jedenfalls zufrieden mit uns. Die künftigen Bewohner werden die Leidtragenden gewesen sein.

Auf dem täglichen Marsch aus dem Lager in die Stadt Inta, zu unserer Baustelle, begegneten uns öfters Kolonnen von Frauen. Verstohlene Blicke kreuzten sich, selten ertönte ein verbotener Zuruf, meist zogen wir schweigend aneinander vorbei, verummmt, kaum dass die Gesichter er-

kennbar waren. Nur die Blicke der Augen trafen uns - trauriger, stummer Augen -, und wir wussten, was sie uns sagen wollten.

Inzwischen war das kurze Frühjahr angebrochen. Straßen und Wege versanken im Dreck, in großen Schlaglöchern standen Wasserlachen. Am Polarkreis fällt der letzte Schnee im Juni und der erste bereits wieder im September! Aber in den Sommermonaten belebte uns die wärmende Sonne, die im Juli des Nachts am nördlichen Horizont entlang rollte und die Nacht zum Tage machte. Die Arbeit auf dem Bau ließ sich jetzt leichter ertragen.

Selten bekamen wir Kinder zu sehen. Einmal saßen wir während einer Arbeitspause auf dem Baugerüst und beobachteten einen Jungen und ein Mädchen, etwa vier und sechs Jahre alt, die in eindeutiger Haltung und mit unmissverständlichen Bewegungen den Sexualverkehr von Erwachsenen nachahmten. Viele aus unserer Brigade verfolgten dieses Schauspiel belustigt, ich selbst dagegen empfand Bedauern und Mitleid. Offenbar hatten die Kleinen Erwachsene beobachtet, was bei den beengten Wohnverhältnissen nur allzu leicht geschehen konnte. Ein so genannter „Halbfreier“, der nach Verbüßung seiner Haftstrafe aus dem Lager in die Stadt entlassen worden war, das Verbannungsgebiet Inta aber nicht verlassen durfte, berichtete mir, dass Paare in der Baracke zumeist den Raum zwischen zwei Doppelstockbetten bekamen, der notdürftig durch Tücher und Decken abgeschirmt wurde.

## **Im Bergwerk**

Die Leistung jeder Arbeitsbrigade wurde täglich überprüft und an der vorgegebenen Norm gemessen. Dementsprechend erhielten wir an den Folgetagen den *Kotjol*, den „Kessel“, der uns zustand. Die etwa fünf oder sechs „Kessel“ unterschieden sich in Quantität und Qualität der zugeteilten Nahrung. Insgesamt waren die Brigaden, die im Schacht arbeiteten, besser gestellt als die Baubrigaden. Diese Tatsache und der drohende Winter 1950/51 veranlassten mich, mich freiwillig zur Arbeit im Bergwerk zu melden. Die Lagerleitung kam dem ohne Zögern nach, wahrscheinlich deshalb, weil die Kohleförderung und die Belieferung der Leningrader Industrie oberste Priorität hatten.

Ich wurde der Brigade Gasanow zugeteilt, einem internationalen Kollektiv aus Russen, Ukrainern, Armeniern, Georgiern, Polen, Usbeken, Letten,

Litauern u.a. Unser Brigadier, ein braunhäutiger, stämmiger Aserbeidschaner, der vom NKWD offenbar wegen seiner deutschfreundlichen Gesinnung als Kollaborateur verdächtigt und verurteilt worden war, konnte sich bei gegebenem Anlass so erzürnen, dass ihm Schaum vor dem Munde stand und die Augen gefährlich aus ihren Höhlen traten. Aber in Wirklichkeit war er ein herzensguter, friedlicher Kumpel, der sich um das Wohl seiner Brigade kümmerte.

Unter Tage, in 100 bis 300 Metern Tiefe, waren die Temperaturen, auch im Winter, erträglich. Ich wurde mit verschlissenen Drillzeug, Jacke und Hose eingekleidet. An den mit Fußlappen umwickelten Füßen hatten wir wadenhohe, oben offene Gummigalosen, die trotz überhängender Hose vor allem beim Arbeiten im Knien die unangenehme Eigenschaft hatten, dass sich in ihnen regelmäßig ganze Fuder von Kohle sammelten, die von Zeit zu Zeit ausgeleert werden mussten. Auf dem Kopf trugen wir einen Helm aus hart gepresster Pappe, der an der Stirnseite eine Vorrichtung zum Befestigen einer Lampe hatte, die von einem Akku gespeist wurde. Je nach Arbeitsauftrag erhielten wir aber manchmal stattdessen nur eine Grubenlampe. In den ersten Monaten wurden mir und Gerhard Sch. die Zustellung und Beförderung von Stützholz, so genannten Stempeln aufgetragen, die von oberhalb des abzubauenen Flözes zur Abbaustelle geschleppt werden mussten. Zu Beginn jeder Schicht - es gab ihrer drei zu je acht Stunden - hatten wir einige hundert Meter durch die Tundra zurückzulegen, bis wir an einen etwa fünf bis zehn Meter tiefen Schacht gelangten, in den die Stempel abgelassen wurden. Einer von uns beiden warf oben die Stempel hinein, der zweite ging am Fuße des Schachtes in Deckung, um von den mit Getöse herabsausenden Stämmen nicht getroffen zu werden. Unter Tage begann aber erst die wirkliche Tortur: Über lange Strecken von manchmal mehr als 80 Metern, durch feuchte, schlammige Schächte, die oft zu niedrig waren, um im Stehen arbeiten zu können, und durch nach oben abziehende Gase von Sprengungen musste man die mit Hilfe eines Drahtes gebündelten Stempel hinter sich herziehen. Dabei herrschte beständiger Zeitdruck, waren die Kumpel im Flöz doch auf das Stützmaterial angewiesen, um dem Einstürzen der Flözdecke vorzubeugen. Die Arbeit war hart, sehr hart; zum Glück sollten wir so richtig erst im Nachhinein, nach fünf Jahren Arbeit unter Tage, begreifen, welchen Gefahren wir ausgesetzt gewesen waren.

Im Laufe der Monate „avancierte“ ich zum Hauer, d.h. zu einem jener Bergleute, deren vornehmliche Aufgabe in der Beseitigung der abge-



sprengten Kohle bestand. Manchmal stachen unsere Spaten in die riesigen Haufen „schwarzen Goldes“, und wie im Rausch, Hand in Hand, schoben, schaufelten und stießen wir mit aller Kraft die Kohle auf die Rutschbleche, auf denen die Kohle nach unten zur nächsten Strecke auf das Förderband glitt. Solch eine Brigade war eine verschworene Gemeinschaft, bot Schutz und Sicherheit, und wenn auch mitunter entsetzliche Flüche die Arbeiten begleiteten, so half doch jeder jedem und warnte den anderen vor Gefahren. Diese Kameradschaft, diese Notgemeinschaft von Kumpeln der verschiedensten Nationalitäten, von ihrer Würde beraubten Arbeitssklaven, wurde getragen von einem unvorstellbaren Ethos der Verantwortung, von Hilfsbereitschaft und dem unbeugsamen Willen, gemeinsam unter schwersten Lebens- und Arbeitsbedingungen zu überleben. Diese Arbeit unter Tage mit Iwan, Wanja, Wolodja, Stanislaw, Mitka und wie sie auch alle hießen empfinde ich noch heute als eine wertvolle Erfahrung menschlicher Größe, Geduld und Leidenschaft.

Die Monate und Jahre im Kohlenschacht brachten mir immer wieder neue Herausforderungen, neue Aufgaben und Verantwortlichkeiten: Maschinist am Förderband, Zimmermann, Assistent am *Kombain*, einer Kohlenschneidemaschine. Der Kohlenstaub erstickte das Licht unserer Lampen, und der Lärm des Laufwerks und der Fräsketten machte die Verständigung fast unmöglich. Abgase und Kohlenstaub erschwerten das Atmen. Wir waren froh, wenn wir nach acht Stunden vom Förderturm rabenschwarz wieder an die Oberfläche getragen wurden. Konnten wir uns duschen, fiel der ganze Dreck von uns ab, waren die Duschen hingegen kaputt, waren wir gezwungen, uns vor dem Kombinatgebäude mit Schnee abzureiben, bei welchen Temperaturen auch immer.

In all den Jahren habe ich so manchen Stolleneinbruch miterlebt, mancher Katastrophe bin ich glücklich entgangen. So ereignete sich einmal im Schacht eine Methanexplosion, die 200 Meter der Hauptstrecke zusammenbrechen ließ. Zwei Elektriker kamen dabei ums Leben. Ein anderes Mal, wir waren gerade in den Schacht eingefahren, sahen wir vor dem Einstieg zu unserem Flöz eine kleine Gruppe von Kumpeln um einen am Boden liegenden Letten, einen *Kombain*-Helfer aus unserer Brigade, stehen. Das Drahtseil, an dem der *Kombain* gehangen hatte, war gerissen, die tonnenschwere Maschine war bergab gerutscht und hatte bei laufender Schneidekette dem Kumpel buchstäblich das ganze Gesicht abgerissen. Kameraden hatten den Toten geborgen. Sein Gesicht war wie eine Maske

abnehmbar, unter der sich der mit Hirnmasse gefüllte Hinterkopf verbarg, ein Bild, das mich noch lange verfolgen sollte.

Ich hatte großes Glück in dieser Zeit. Es müssen gleich mehrere Schutzengel gewesen sein, die mich in so manch kritischer Situation vor Unheil bewahrt haben. So saß ich einmal während einer Sprengung im an und für sich abgesicherten, sich erst nach Tagen senkenden Abraum, als sich unvermittelt in geringer Höhe über meinem Kopf eine Gesteinsplatte löste, auf mich stürzte und dabei auseinanderbrach. Im ersten Moment verhinderte die Last des Gesteins jede Bewegung. Erst als die Brocken an mir abglitten, konnte ich mich befreien. Außer einer kleinen, vom Kohlenstaub blau gefärbten Narbe trug ich keinen Schaden davon.

Allerdings führte die schwere Arbeit in den oft niedrigen Stollen dazu, dass sich ein vor meiner Gefangenschaft erlittener Leistenbruch verschlimmerte, bis ich schließlich vor lauter Schmerzen nicht mehr arbeiten konnte. Unser Brigadier brachte mich zur Sanitätsstation, wo der Feldscher meinen geschwollenen Hodensack untersuchte und die Schwellung mit einem nassen, kalten Handtuch kühlte, eine, wie sich herausstellte, absolut falsche Behandlung, die meine Leiden noch verstärkte. Meine Schmerzensschreie veranlassten den Sanitäter, die Lagerverwaltung zu benachrichtigen, die meinen Abtransport veranlasste und mich auf einem kleinen Pferdewagen ins Lager und von da in das Krankenlager des 5. Olp beförderte. Russische Ärzte operierten mich sofort unter örtlicher Betäubung, und 14 Tage oder drei Wochen kam ich in den Genuss von sauberem Bettzeug, guter Verpflegung und Sorge um mein Wohl. Erst Tage später registrierte ich, dass ich meinen 21. Geburtstag vergessen hatte. In ambulanter Behandlung wurden mir in der Folge mehrere Furunkel aufgeschnitten, und über lange Zeit plagten mich Schleimbeutelentzündungen in beiden Knien, auch dies eine Folge der Arbeit in den niedrigen Flözen. Nach meiner Genesung kehrte ich in den Lagerpunkt Nr. 9 zurück. Dort absolvierte ich eine Ausbildung zum Gasmesser (Steiger), bestand die erforderliche Prüfung in russischer Sprache und hatte nun Strecken und Stollen auf das Austreten von Methan zu überprüfen, eine leichtere, aber nicht weniger gefährliche Tätigkeit.

## Nach Stalins Tod - Streiks, Haft- und Arbeiterleichterungen

Im Lager hatten sich die Bedingungen nach dem Tode Stalins am 5. März 1953 und einem Streik der gesamten Lagerbelegschaft gegen die überhöhten Strafmaße leicht verbessert. Im Gegensatz zur brutalen Niederschlagung des Aufstandes in den Lagern von Workuta<sup>14</sup> endete der Streik in der Region Inta ohne Schüsse, obwohl die zum Abmarsch in die Zeche bereiten Kolonnen den Ausmarsch aus dem Lager verweigerten und die Drohungen der Lagerverwaltung und Drohgebärden der Wachmannschaften die Lage sehr bedrohlich erscheinen ließen. Nach wenigen Tagen (wenn ich mich recht entsinne, waren es nur ein oder zwei) wurde der Streik friedlich beendet und die Arbeit wieder aufgenommen.

Zu den „Hafterleichterungen“ gehörte die Ankündigung der Lagerverwaltung, bei entsprechender Normerfüllung das Strafmaß für den einzelnen Gefangenen um die Hälfte oder sogar zwei Drittel zu verringern. Aber ob nun 20 oder „nur“ 10 Jahre Lager - wo sollten solche Aussichten Hoffnung aufkommen lassen? Wie oft sind wir, Ernst K., einer meiner beiden Freunde im Lager, und ich, über den Sinn des Lebens nachdenkend durch die sternenklare Nacht auf den Lagerstraßen gewandert, unter unseren Filzstiefeln, den *Walenki*, der knirschende Schnee. Manchmal leuchteten die grün-violetten Schleier des Nordlichts, ein schönes Schauspiel, das jedoch unsere Traurigkeit nicht lindern konnte. In uns reifte das Bewusstsein, auf alle Freuden dieser Erde für immer verzichten zu müssen, keine Zukunftsperspektive zu haben. Warum? Wie lange noch?

Im Laufe der Jahre 1953/54 wurden uns immerhin erste Erleichterungen gewährt, die wir begierig nutzten. So wurde uns die Lagerbibliothek zugänglich gemacht, die vornehmlich mit Büchern russischer Klassiker bestückt war. Seit jener Zeit las ich in jeder freien Minute, ich saugte die Literatur buchstäblich ein: Tolstois *Krieg und Frieden*, die *Hauptmannstochter* von Puschkin, Gedichte von Lermontow, Werke von Tschechow und Gogol und, und, und. In dieser Zeit lernte ich die so klangvolle, ausdrucksstarke russische Sprache lieben.

Eines Tages kündigte sich ein herausragendes Ereignis im monotonen Lagerleben in Gerüchten an und elektrisierte die gesamte Belegschaft: Frauen kommen ins Lager! Und tatsächlich, eines Samstagabends fand im Speisesaal eine Matinee der Theater- und Tanztruppe aus dem nahe gelegenen Frauenlager statt. In prächtigen, bunten Kostümen sangen, musizierten und tanzten „unsere“ Frauen in einem lebendigen, mitreißenden

Wirbel auf der Bühne, immer wieder von tosendem Beifall begleitet, manchmal auch in andächtiger Stille bestaunt. So manche Träne rollte über die harten Gesichter der gefangenen Bergleute. Ein nicht enden wollender Applaus schlug am Ende der Vorstellung den weiblichen Lichtgestalten entgegen, die uns für wenige Stunden die trostlose Wirklichkeit unserer Gefangenschaft hatten vergessen lassen. Nicht weniger beeindruckend für mich war eine Kinovorstellung, bei der drei Verfilmungen von Ballettkompositionen mit russischen Ballettensembles in Farbe gezeigt wurden. Angesichts der jahrelangen geistigen Schalkkost waren klassische Musik und Tanz eine inspirierende Wohltat. Leider habe ich solche Veranstaltungen jeweils nur einmal in den sechs Jahren Inta erlebt.

Zu den Erleichterungen im Lagerleben nach Stalins Tod gehörte auch die Auszahlung geringer Rubelbeträge, die es uns gestattete, im Kiosk des Lagers Zucker, Konfekt oder *Chalwa*, eine Art Nussmarzipan, zu kaufen. Das magere Warenangebot ließ den Schluss zu, dass im Lager vorwiegend solche Waren verkauft wurden, die in der Stadt weniger gefragt waren, so z.B. das verhältnismäßig teure Konfekt. Wie dem auch sei, dieses Taschengeld gab mir die Möglichkeit, mir das monotone Nahrungsangebot buchstäblich etwas zu versüßen. Allerdings hatte ich auch das Glück, in einer erfolgreichen Brigade zu arbeiten, die gute Leistungen erbrachte und wegen regelmäßiger Übererfüllung der Norm einige Privilegien genoss. So durften wir z.B. eine saubere Baracke bewohnen, die statt mit den sonst üblichen Pritschen mit Doppelstockbetten, Strohsäcken und nagelneuen rosafarbenen Woldecken ausgestattet war.

Etwa zur selben Zeit, am 15. Februar 1954, erhielten die Gefangenen erstmals Postkarten und die Genehmigung zum Schreiben, ein Einschnitt, der nach all den Jahren der Hoffnungslosigkeit Hoffnung aufkeimen ließ, konnten wir doch jetzt davon ausgehen, dass wir Verschollene daheim als noch Lebende registriert würden und man uns also nicht mehr so einfach auf ewig „verschwinden“ lassen könnte. Vorausgesetzt wir erhielten Antwort, denn - so war uns klar - ansonsten wäre auch diese Aktion nicht mehr als eine indirekte Befragung über die psychologische Verfassung und Stimmung im Lager (solche Erfahrungen hatten wir während unserer Aufenthalte in den verschiedenen Gefängnissen bereits machen müssen). Nach Wochen des Wartens dann die erste Nachricht von meinem Onkel Hans Donix, der inzwischen in jener Wohnung in Görlitz lebte, aus der heraus ich verhaftet worden war. Von ihm erfuhr ich die neue Adresse meiner Angehörigen, die inzwischen nach Westberlin geflohen und von

dort aus nach Westdeutschland, in die Bundesrepublik, ausgeflogen worden waren. Mein Onkel leitete meine Rotkreuz-Karten an Mutter und Schwester weiter, und so erhielt ich am 31. Juli 1954, zum ersten Mal nach sechs Jahren, ein Lebenszeichen von ihnen (s. den Brief der Mutter vom 27.5.1954 im Anhang). Eine schwere psychische Last löste sich von meiner Seele, hatte ich mich doch all die Jahre verantwortlich gefühlt für das von mir ausgelöste Leid, das sie zusätzlich zum Verlust von Mann bzw. Vater zu ertragen hatten.

Der Auslöser für die Flucht der Restfamilie hatte, wie ich im Nachhinein erfuhr, in der Bedrohung durch die DDR-Sicherheitsorgane, die Stasi, bestanden, die meine Schwester zwingen wollten, ihre Vorgesetzte, die Leiterin des Kindergartens, in dem sie arbeitete, zu bespitzeln. Als sie sich weigerte, wurde meine Schwester für zwei oder drei Tage und Nächte nach Dresden beordert und mit Sanktionen bedroht, falls sie der Forderung der Stasi nicht Folge leisten würde. Den beiden Frauen blieb in ihrer Angst vor einer Inhaftierung nur, dieser Gefahr durch die Flucht zu entgehen. Nach den heute bekannten Methoden der Stasi hatte man meiner Schwester in Aussicht gestellt, etwas für ihren Bruder tun zu können ... In den folgenden Monaten erreichten die wenigen Deutschen in unserem Lager die ersten Pakete des Deutschen Roten Kreuzes und von kirchlichen Hilfsorganisationen. Wenn wir erwartungsfroh die liebevoll gepackten und zusammengestellten „Schätze“ zutage förderten, was war das für ein unbeschreibliches Gefühl der Freude und Dankbarkeit für ein nie erhofftes „Wunder“.

Mit dem Inhalt der Pakete (Konserven, Zigaretten, Schokolade, Wurst usw.) wuchsen schlagartig unser Ansehen und unsere Beliebtheit unter den Mitgefangenen und Arbeitskameraden. Selbstverständlich teilten wir unsere Habseligkeiten mit ihnen. Besonders gefragt waren natürlich westdeutsche Zigaretten, Marke „Zuban“. Manche Pakete gelangten leider nicht in unsere Hände - wer weiß, wer sie „abgezweigt“ hatte. Aber jeder Tag, an dem uns ein Paket ausgehändigt wurde, glich einem Feiertag, gab uns Mut und Zuversicht und stärkte unseren Durchhaltewillen.

Und dann die ersten Fotos von Mutter und Schwester, vom Bodensee und Unteruhldingen mit der von hohen Pappeln gesäumten Hafensemole und den Pfahlbauten. Eine völlig fremde, friedliche und bezaubernde Welt! Stundenlang lag ich nach der Arbeit auf meinem Bett, betrachtete alle Einzelheiten immer und immer wieder, die Gesichtszüge von Mutter und Schwester, die Postkarten, jedes Bild. Fast jeden Arbeitstag beschloss ich

mit einem Blick in mein „Album“, das mir Kameraden zu meinem Geburtstag geschenkt und das sie natürlich selbst gemacht hatten. Bei aller Notlage und trotz vieler Kontrollen fanden doch immer wieder die verschiedensten Materialien wie Stifte und Farben ihren Weg ins Lager und Verwendung bei der Gestaltung von Geburtstagskarten.

## **Die Zeit im Schacht geht zu Ende**

Nach mehrmaligem Wechsel des Arbeitsplatzes erhielt ich in der so genannten „Ventilationsbrigade“ den Auftrag, mit einem meiner Kameraden so genannte „Öfen“ zu mauern, d.h. tote Zugangsstrecken zu ausgebeuteten und eingebrochenen Abraumstollen zu schließen, um die Luft nicht durch verlassene Stollen zirkulieren zu lassen, sondern konzentriert in jene Stollen zu lenken, in denen am Abraum der Kohle gearbeitet wurde. Um solch einen „Ofen“ von etwa vier bis sechs Metern Breite und einer Höhe zwischen 1,50 und 2,50 Meter zu schließen, waren mehrere Arbeitsgänge erforderlich. Diese Arbeit war sehr kraftraubend, hatte jedoch den Vorteil, dass wir beiden Kumpel uns das Arbeitspensum frei einteilen und dadurch mitunter unseren Arbeitsplatz vor Ende der Schicht verlassen und aus dem Schacht aussteigen konnten. Im Sommer nutzten wir die freie Zeit manchmal zu einem „Moorbad“. In Gräben sammelte sich Wasser, da aufgrund dessen, dass der Boden auch in der warmen Jahreszeit kaum tiefer als einen halben Meter auftaute, das Tauwasser nicht versickern konnte und zu einem Bade einlud. Wir schwammen hin und her, die üppigen Wasserlinsen mit jedem Schwimmzug vor uns zerteilend. Das Gefühl des am Körper entlanggleitenden Wassers war eine wunderbare, leider seltene Erfahrung der Jahre in Inta.

Rechtzeitig zum Ende der Schicht, das verklebte und heruntergerissene Drillichzeug bzw. die Wattehosen und -jacken übergestreift, stapften wir dann in unseren Gummigaloschen auf Holzstegen durch die Tundra zurück zum Schachtgebäude, gaben unsere Klamotten, Lampen und Werkzeuge ab, sammelten uns mit all den anderen Kumpeln am Ausgangstor des Schachtes und marschierten durch einen eingezäunten Gang bis ins Lager.

Manchmal, wenn wir zur dritten Schicht nach 22 Uhr eingeteilt waren, die Dunkelheit hereinbrach und wir den Weg durch die Tundra liefen, huschte der Lichtstrahl der an unseren Helmen angebrachten Lampen über das

Grün der Pflanzen und das Rot der Weidenröschen, alle Farben kräftig und unwirklich erscheinen lassend. Wenn dann noch aus benachbarten Gruben Gruppen der zweiten Schicht zum Ausgangstor pilgerten und ihre sehnsuchtsvollen, melancholischen russischen oder ukrainischen Lieder durch die Tundra klangen, erfasste mich eine unendliche Wehmut ob der Schönheit der Natur und ihrer Geschöpfe.

Meine letzte Arbeitsstelle in der Zeche führte mich in der verantwortungsvollen Position eines Maschinisten an einen Ventilator, ein großes Schaufelrad, das über einen Keilriemen von einer Motorwelle angetrieben wurde und auf diese Weise die Abgase aus Teilen der Grube an die Oberfläche zu befördern hatte. Der Ventilator stand außerhalb des eingezäunten Schachtgeländes, war aber gesondert durch Stacheldrahtzäune und einen Wachturm gesichert und nur von der Grube her begehbar. Eine winzig kleine Holzhütte mit einem Kanonenofen bot mir so lange Schutz vor der grimmigen Kälte, wie das gleichmäßige Brummen und Surren des Motors und die peitschenden Geräusche des schlagenden Keilriemens das reibungslose Funktionieren des Ventilators signalisierten. Brachen diese Geräusche ab, dann war der durch die Kälte - die Temperaturen erreichten minus 30 bis 40 Grad - spröde gewordene Keilriemen von der Motorwelle gesprungen und der Ventilator kam zum Stillstand. Für die in der Zeche arbeitenden Brigaden konnte diese Havarie zu einer großen Behinderung und Gefahr bei ihrer Arbeit werden. Es lag also an mir, so schnell wie möglich den Keilriemen wieder über die Motorwelle und die Schwungwelle des Ventilatorrades zu ziehen, um anschließend den Motor wieder anzulassen.

Lief der Ventilator reibungslos, dann konnte ich mich in meine Hütte zurückziehen, den Ofen befeuern und mich aufwärmen. Wurde mir die Zeit zu lang, versuchte ich, Texte zu memorieren oder zu erfinden. Meine Gesundheit besserte sich zusehends. Vorbei die Zeit der Furunkel im Gesicht und am Hintern, die in der Sanitätsstube aufgeschnitten und ausgedrückt werden mussten, das Wasser und die permanenten Schleimbeutelentzündungen in den Knien. In unregelmäßigen Abständen trafen nun Postkarten und Pakete ein, die unsere physische und psychische Verfassung stärkten. Die Verbindung mit meiner Mutter in Westdeutschland war hergestellt, die Hoffnung auf eine mögliche Heimkehr wuchs. Dazu trug auch die Ankündigung bei, dass mein österreichischer Freund Ernst K. in den nächsten Tagen auf Transport in Richtung Moskau gehen werde. War das ein Anzeichen für eine Entlassung nach acht Jahren? Misstrauisch und

ungläubig erinnerten wir uns, dass in der Vergangenheit wiederholt Strafgefangene nur dazu nach Moskau beordert worden waren, um nach Beendigung ihres Strafmaßes erneut zu bis zu 25 Jahren verurteilt zu werden. Unvergessen bleibt mir der Abschied von meinem Freund. Zum letzten Male standen wir gemeinsam auf der Abraumhalde von Schacht Nr. 9, blickten über das Schachtgelände, das Lager und die angrenzende Tundra, vom beißenden Rauch schwelender Kohlenreste umgeben, der in die Nase stach, traurig, uns trennen zu müssen. Wie ich später erfuhr, wurde Ernst tatsächlich nach Österreich entlassen.



## Waldlager Suchobeswodnoje

So mehrten sich die Hinweise auf ein Ende unserer Gefangenschaft. Im Frühjahr 1955 wurden alle Deutschen aus den Lagerkomplexen Workuta und Inta zusammengezogen und in einem Transport von Inta aus in Richtung Süden transportiert. Nach sieben Jahren traf ich meinen Freund Hans W. und viele meiner Kameraden wieder, von denen ich in Sachsenhausen durch meine Erkrankung getrennt worden war. Einerseits hoffnungsfroh, andererseits voll banger Skepsis verfolgten wir die Route des Zuges, der nach Tagen in der Nähe von Moskau nicht nach Westen, sondern nach Südosten abdrehte. Was hatten die Sowjets vor? Wollten sie uns wieder verschwinden lassen, dieses Mal endgültig?



*Bodo Platt 1955 im Waldlager Suchobeswodnoje*

Unsere Fahrt endete in einem Waldlager namens Suchobeswodnoje (zu deutsch ‘Trocken-Wasserlos’) in der Nähe von Gorki im Lagergebiet -

*Unschlag* am Fluß Unscha.<sup>15</sup> Das Lager lag mitten im Wald; außerhalb des Lagers gab es nur wenige Blockhütten. Die Baracken im Lager waren in einem großen Rechteck angeordnet, an den Längsseiten die Wohnbaracken, an der Stirnseite der Esssaal, ihm gegenüber das Lagertor, in der Mitte ein freier Platz, der nicht ganz die Größe eines Fußballfeldes hatte. Rechts hinter dem Speisesaal befand sich die Küche, daneben der Ziehbrunnen, aus dem das Wasser für die gesamte Belegschaft von etwa 1.200 Mann befördert werden musste. Zwei wuchtige Holzeimer wurden über eine Holzswelle gegenläufig nach unten bzw. nach oben befördert. Die Holzswelle wurde durch beidseitige Räder, ebenfalls aus Holz, bewegt, an denen rundum Holzgriffe eingelassen waren. Mit Muskelkraft konnten die Räder ins Rotieren gebracht und so die Wassereimer über Seile auf- bzw. abwärts bewegt werden.

In der Nähe des Brunnens entstanden die ersten Bilder in Gefangenschaft mit Hans W. und Uwe K. Ein Sergeant machte sie gegen ein paar Rubel mit einer einfachen Kamera.

Kurz nach unserer Ankunft in Suchobeswodnoje fanden im Lager Wahlen zur Lagerverwaltung statt, zu der auch Hans W. gehörte. Über ihn hatte ich Zugang zur „Schreibstube“ und konnte mich mit meinen Russischkenntnissen von Zeit zu Zeit nützlich machen. Gegen die gewählte Lagerverwaltung machten einige „Vopos“ (Volkspolizisten), 1953 verhaftet und verurteilt, mobil, die in Anbiederung an die sowjetische Kommandantur das Regime nach sozialistischem Vorbild übernehmen wollten, was einen Sturm der Entrüstung und des Protestes beim größten Teil der Belegschaft auslöste. So genannte „Rollkommandos“ bedrohten diese Volkspolizisten in ihrer Empörung, so dass der Kommandant sich genötigt sah, die Männer aus dem Lager zu bringen und im frei stehenden, vom Lager durch einen Zaun abgesonderten Karzer zu isolieren. Während dieser Unruhen, die mit aufregenden Konfrontationen und Konfliktsituationen verbunden waren, starb ein Mitglied unserer Lagerverwaltung, der für kulturelle Angebote im Lager zuständige Ernst Nüsse aus Dresden, an einem Herzversagen, kurz vor seiner Heimkehr.

Ich werde nie vergessen, wie vom Speisesaal aus sein Sarg durch das Spalier der schweigenden, in Dunkelblau gekleideten Männer getragen wurde, unter Begleitung des kleinen Lagerorchesters, das vom erhöhten Podest vor dem Speisesaal aus das Largo von Händel in die Stille des Waldlagers ertönen ließ. Stumm standen wir da und trauerten um den liebenswerten Kameraden, der vor dem Lager begraben wurde.



*Bodo Platt mit Kameraden, Suchobeswodnoje, Winter 1955  
(außen rechts Bodo Platt, außen links Hans Walther)*



Grab von Ernst Nüsse, aufgenommen am 7.06.1955

Solange der Sarg durch unsere Reihen getragen wurde, verfolgte ein Uniformierter in unserem Rücken den Sarg argwöhnisch, als müsste er verhindern, dass ein anderer Häftling die Gelegenheit dazu nutzen könnte, um im Sarg aus dem Lager zu entfliehen!

Das Orchester gab wiederholt Konzerte, wobei es vorwiegend klassische Musik intonierte. Wir konnten nur staunen, wie seine Mitglieder an Instrumente und Noten gelangt waren, das meiste im Eigenbau gefertigt bzw. aus der Erinnerung in Noten gesetzt. Die Musik bedeutete uns Trost; lange war uns etwas so Wunderbares versagt geblieben.

Natürlich wurde der Platz inmitten des Lagers zum Fußballspielen genutzt, im Schnee während des Winters 1954/55 genauso wie im Sommer 1955 bis zur Auflösung des Lagers.



*Fußballspiel im Waldlager Suchobeswodnoje*

Ich selbst war öfters mit dabei und spielte in der Regel im Sturm auf der rechten Position. Der Sport lenkte ab, machte müde und ließ uns die Grubeleien über eine mögliche Heimkehr und das Wann derselben kurzzeitig vergessen.

Das ganze Jahr über wurden wir in Suchobeswodnoje zu keiner Arbeit herangezogen, mit Ausnahme solcher Tätigkeiten, die für die Aufrechterhaltung des Lagerlebens erforderlich waren.

Im Sommer 1955 erfuhren wir über die Wachmannschaften, dass die deutsche Nationalmannschaft in Moskau gegen die russische Nationalelf spielen würde. Über einen Lagerlautsprecher konnten wir das Spiel mitverfolgen, bis er abrupt ausfiel. Erst später bekamen wir das Ergebnis des Spieles nachgereicht. Ich glaube, es war 2:1 für die russische Mannschaft ausgegangen.<sup>16</sup> Für uns bedeutete diese Begegnung aber viel mehr. Nahmen die Kontakte zwischen der Bundesrepublik und der UdSSR zu, so stiegen aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Chancen auf eine Heimkehr. Die Gerüchte über einen baldigen Aufbruch nach Hause verdichteten sich.

Ich habe mir lange überlegt, ob ich das folgende Thema ansprechen soll, aber ich denke, es gehört zu der Not und der Vereinsamung des Gefangenen, ein Thema, das nicht verschwiegen werden darf. Ich meine den Umgang mit der Sexualität und ihre jahrelange Verdrängung. Mir, der ich als junger Kerl inhaftiert worden war, war jegliche sexuelle Erfahrung völlig fremd. Dennoch wurde ich im letzten Jahr unserer Gefangenschaft zum wiederholten Male mit der Not der unterdrückten Sexualität direkt konfrontiert. Zwar war nach dem Thema Nummer 1 - dem Essen bzw. Stillen des Hungers - das Thema Nummer 2 „Frauen“, und manche Mitgefangenen breiteten sich vollmundig über eigene Erlebnisse und Erfahrungen aus. An ernsthaften Gesprächen über die physischen und psychischen Folgen erzwungener sexueller Enthaltsamkeit herrschte jedoch Mangel. Vielleicht war ich in meiner Rolle als „Benjamin“, als einer der jüngsten Gefangenen, nicht der geeignete Gesprächspartner? Jedenfalls scheint es mir in meiner Erinnerung so, dass abgesehen von vulgären Bemerkungen oder Anzüglichkeiten nie offen etwa über die Gepflogenheit des Onanierens und über Versuche der Anknüpfung von homosexuellen Beziehungen geredet wurde.

Solche Versuche habe ich in all den Jahren dreimal erlebt und mit einem Gefühl der Abneigung jedes Mal abgelehnt, wobei ich von Glück sagen kann, dass die „Angebote“ nicht mit Gewalt eingefordert wurden.

Gerhard S., der nach der gemeinsamen Odyssee von Sachsenhausen über alle erwähnten Gefängnisstationen mit mir im Lager Inta angekommen war, war auch mein Bettnachbar in Suchobeswodnoje, so lange, bis die Kameraden meiner Gruppe, allen voran Hans W., rigoros auf meiner Verlegung in eine andere Baracke bestanden, um mich von der psychischen

und physischen Last zu befreien, die der tägliche Umgang mit Gerhard bedeutete.

Fast jede Nacht lag er von heftigen Erektionen gequält auf seiner Pritsche. Schließlich war er mit seinen Nerven so am Ende, dass er einmal laut „Ich will hier raus! Ich will nach Hause!“ brüllend in den Stacheldrahtzaun rennen wollte. Nur dadurch, dass sich Uwe K. und Hans W. unter Einsatz aller körperlichen Kräfte auf ihn warfen, konnte er daran gehindert werden, sein Vorhaben wahr zu machen. Ob die Posten geschossen hätten? Wie oft habe ich Gerhard, um ihn von seinen Erektionen zu befreien, des Nachts am Wasserbalken im Freien den Rücken kalt gewaschen. Meistens gelang es, ihn so zu beruhigen. Doch die Nacht für Nacht durchlebten Aufregungen und die ständige Schlaflosigkeit zehrten an meinem Nervenkostüm. Schließlich fühlte ich mich mit verantwortlich dafür, meinen langjährigen Kameraden heil nach Hause zu bringen.

Gerhard S. hat mir diesen Einsatz nicht gedankt. Nach meinem Wechsel in eine andere Baracke auf der anderen Seite des Lagers ging er mir beleidigt aus dem Wege, kannte mich nicht mehr, was mir im Nachhinein ein Indiz für das Vorhandensein homosexueller Neigungen zu sein scheint, denn ansonsten hätte er auf unsere Trennung wohl nicht in solcher Weise reagiert. Ich habe ihn ein letztes Mal auf dem Bahnsteig in Brest-Litowsk gesehen, in einem kurzen, neuwertigen Pelzmantel, einem seltenen, für Gefangene eigentlich nicht zu erlangenden Kleidungsstück. Er übersah mich geflissentlich.

## Endlich nach Hause

Während der Monate in Suchobeswodnoje hatte sich der psychische Druck verringert; es überwog die Hoffnung, endlich nach Hause zu kommen.

Und dann, im November 1955, wurden die ersten beiden Transporte aus unserem Lager zusammengestellt und in die oberhalb des Lagers bereitgestellten Züge verladen, die auf den in den Wald führenden Gleisen entchwanden.

Die zurückgebliebenen restlichen etwa 400 Mann hatten weiterhin mit der Ungewissheit und der Skepsis zu kämpfen, ob diese Transporte denn nun wirklich in Richtung Heimat gelenkt worden waren und ob wir ihnen bald folgen sollten. Erst eine Karte meiner Mutter vom 10. November 1955, dank derer ich von der Heimkehr von Henner W. und Werner B. erfuhr, brachte die Gewissheit: Wir kommen heim!

Etwa am 9. Januar 1956 wurde endlich auch mein Transport auf den Weg gebracht, doch diesmal bei unverschlossenen Türen, lediglich mit sowjetischen Offizieren und wenigen bewaffneten Wachen als Begleiter. Die letzte Station unserer Gefangenschaft blieb verlassen, menschenleer zurück, und mit ihr das Grab von Ernst Nüsse. Ob sich wohl je wieder eine mildtätige Seele darum gekümmert hat?

Über lange Strecken saßen oder standen wir an den offenen Türen, die Landschaft glitt an uns vorüber, bis der Zug die Außenbezirke von Moskau durchfuhr. Von der Metropole selbst konnten wir nur wenig erkennen - die Hauptsache war: Der Zug hatte eindeutig Westrichtung eingeschlagen!

Wenn ich mich an meine damaligen Gefühle zu erinnern versuche, dann weiß ich nur noch, wie unfassbar und überwältigend mir alles erschien. Ich erlebte das Geschehen wie in Trance, ein ungeheures Geschehen, das alles Begreifen überstieg und das eine Lebenswende ankündigte. Aufkommende Gefühle der Erleichterung und der Hoffnung blieben aber durchsetzt - und das noch sehr lange - von einer abgrundtiefen Traurigkeit und einem lebensentsagenden Grundgefühl.

In Smolensk hatte der Zug etwa eine Stunde Aufenthalt, und zum ersten Male wagten wir, aus freiem Willen, von keinen Kommandos, Wachposten, Hunden usw. bedroht, den Waggon zu verlassen und uns über die Gleise zu einer auf einer nahen Anhöhe gelegenen orthodoxen Kirche zu begeben, die zu unserer Enttäuschung innen kahl war und ein Bild der



Verwüstung abgab. In meiner Erinnerung aber blieb sie für mich das Symbol der Freiheit. Meine ersten freien Schritte nach fast acht Jahren Gefangenschaft führten zu ihr. Von der Sorge getrieben, die Abfahrt des Zuges ja nicht zu verpassen, kehrten wir zum Bahnhof zurück. Der Zug fuhr an, und mit jedem Kilometer kamen wir unserer Heimat ein Stück näher.

In Brest-Litowsk hatten wir einen längeren Aufenthalt. Eine Durchsage ermahnte uns, sämtliches sowjetisches Geld abzugeben. Gefilzt wurden wir nicht mehr, und mit Erleichterung registrierte ich, dass die im Lager gesammelten Gedichte, am Körper versteckt, nicht verloren gehen würden. Eine Vielzahl von ihnen hatte ich auswendig gelernt und unzählige Male memoriert; einige sind mir noch heute geläufig.

An Warschau vorbei erreichte der Zug am frühen Abend des 11. Januar 1956 Frankfurt/Oder. An der Grenze wurde der Zug von Uniformierten in Empfang genommen, die uns provokant und in eisiger Ablehnung gegenübertraten. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Brisanz, aber wir fühlten uns in der Obhut des sowjetischen Begleitpersonals einigermaßen sicher. Und dann wurden wir überwältigt von einem Wechselbad der Gefühle, waren fassungslos, von unbegreiflicher Freude erschüttert bis ins Innerste!

Der Zug rollte am späten Abend durch die DDR. Immer wieder passierten wir Bahnhöfe. Von den Bahnsteigen aus und an Bahnübergängen winkten uns Männer, Frauen und Kinder zu. Alle Waggontüren waren geöffnet, die Männer drängten sich an den Türen und jubelten mit rauen Stimmen zurück. Immer aufs Neue brandete in den Waggon brausender Jubel auf. Wie dankbar waren wir für jede Hand, die sich bei unserem Anblick regte, uns zuwinkte! Auffälligerweise gab es aber auch Menschenansammlungen, aus denen ein Echo auf unseren Jubel ausblieb oder nur zurückhaltend oder versteckt zu vernehmen war. Wir ahnten, dass Uniformierte oder Personen, vor denen man sich zu hüten hatte, Anlass für diese Zurückhaltung sein mochten.

Mit einer Reihe von Aufenthalten durchquerte der Zug das Staatsgebiet der DDR und fuhr an einem hellen, sonnigen, schneefreien Vormittag, am 12. Januar 1956 in den Bahnhof von Herleshausen ein. Nach Abwicklung einer Reihe von Formalitäten rief ein sowjetischer Offizier die Namen der Entlassenen einzeln auf, und nach angespanntem Warten fiel der Name „*Platt, Gans-Bodo!*“ Ich sprang aus dem Waggon und rief auf russisch: „*Jest!*“ („Hier bin ich!“). Ein kurzer Blick auf den Begleitoffizier, der in seiner Liste meinen Namen abhakte, dann öffnete sich das Tor zur Freiheit! Mir wurde bedeutet, durch die Absperrung und das Bahnhofsgebäude zu gehen. Rotkreuz-Schwester nahmen uns buchstäblich bei der

Hand, begrüßten und umsorgten uns, reichten uns etwas zu trinken und zu essen. Hilflos wie ein Kind befolgte ich die Anweisungen, bis ich in einem Bus platziert wurde, der sich nach und nach füllte. Als alle Männer in Bussen verfrachtet waren, setzte sich der Konvoi in Richtung Friedland in Bewegung. Auf unserem Weg durch das hügelige Land durchquerten wir Ortschaften und Städte. Die Menschen standen dicht gedrängt am Straßenrand, jubelten und winkten uns zu, reichten Blumensträuße, Schokolade und andere Gaben, ja mitunter ganze Kisten mit Orangen herein, überall läuteten die Glocken - es war überwältigend.<sup>17</sup>

Noch heute stehen mir Tränen in den Augen, da ich dieses Erlebnis zu beschreiben versuche, wie damals, als sich das abfallende Leid mit dem unbeschreiblichen Glück der wiedererlangten Freiheit und der nahenden Heimkehr zu Mutter und Schwester mischte. Die Fahrt nach Friedland schien kein Ende zu nehmen, oft konnten die Busse nicht weiterfahren. Und überall der gleiche herzliche Empfang, auf den - für mich unvergesslich - wie ein Schatten die Gesichter, die hoffenden und flehenden Augen vieler Frauen und Mütter und Väter fielen, welche Plakate und Fotos ihrer Vermissten mit Angaben zur Truppeneinheit und zum letzten Lebenszeichen von der Front, mit Geburtsdatum und -ort usw. hochhielten und von uns Hinweise, Erlösung aus ihrer Ungewissheit erwarteten - und wir konnten nicht helfen! Schließlich erreichten die Busse doch noch Friedland.



*Bodo Platt mit seiner Mutter, Anfang 1956*

## Ausblick

Trotz aller Entbehrungen, Demütigungen, Angst und Trauer, trotz des Schmerzes über eine verlorene Jugend hege ich keinen Groll. Im Verlaufe meiner familiären und beruflichen Entwicklung ist es mir mit Hilfe meiner Frau und meiner Kinder und auch durch Unterstützung des Bundes gelungen, in ein erfülltes und sinnvolles Leben zurückzufinden. Das bittere Erleben hat mir viele Erfahrungen und Einstellungen, Sichtweisen und Lebensorientierung vermittelt, hat mich geprägt und in die Lage versetzt, mich in Familie und Beruf zu bewähren, hat mir verdeutlicht, was in meinem Leben von Wichtigkeit ist.

Nachdem ich 1956 in die Bundesrepublik zurückgekehrt war, absolvierte ich ein Lehramtsstudium in Geschichte, Politik, Ethik und Deutsch und wirkte ab 1959 an Grund- und Hauptschulen und von 1977 bis 1995 als Schulleiter an einer Realschule. Seit meiner Pensionierung stelle ich mich als Zeitzeuge zur Verfügung, in der Hoffnung, die ideologischen Verwirrungen und Auswirkungen zweier Diktaturen auf deutschem Boden insbesondere Jugendlichen erklären und ihre Sensibilität für Menschenrechtsverletzungen und Willkürjustiz schärfen zu können.

1994 wurde ich durch den russischen Militärhauptstaatsanwalt als Opfer politischer Repressionen rehabilitiert. 2003 war ich gemeinsam mit meiner Frau das erste Mal wieder in Potsdam, besuchte das nun als Gedenkstätte offen stehende ehemalige KGB-Gefängnis in der Leistikowstraße 1 und fand auch „meine“ Zelle wieder.

## Anmerkungen und Erläuterungen

<sup>1</sup> MGB (*Ministerstwo gossudarstwennoi besopasnosti* - Ministerium für Staatssicherheit), Vorgängerinstitution des 1954 geschaffenen KGB (*Komitet gossudarstwennoi besopasnosti* - Komitee für Staatssicherheit) in der Sowjetunion.

<sup>2</sup> MWD (*Ministerstwo wnutrennych del* - Ministerium für innere Angelegenheiten), seit 1946 Bezeichnung für das vormalige NKWD (*Narodny komissariat wnutrennych del* - Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) in der Sowjetunion.

<sup>3</sup> Der berüchtigte Paragraph 58 des Strafgesetzbuchs der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) betraf „konterrevolutionäre Verbrechen“ und diente als Hauptgrundlage für die „Rechtsprechung“ durch die Sowjetischen Militärtribunale (SMT) (zu letzteren vgl. Fn. 6).

<sup>4</sup> Das Gebäude in der Potsdamer Leistikowstr. 1 fungierte ab 1947 als Untersuchungsgefängnis (*sledstwennaja tjurma* oder *sledstwenny izoljator*) der sowjetischen militärischen Spionageabwehr in der SBZ/DDR für deutsche wie für sowjetische Häftlinge. Wie andere Einrichtungen dieses Typs unterstand es ab 1946 dem Ministerium für Staatssicherheit (MGB) der UdSSR. Seit Mitte der 1950er Jahre wurden nur noch Angehörige der sowjetischen Streitkräfte in dem Untersuchungsgefängnis festgehalten. Das Gefängnis war Teil eines Gebäudekomplexes, in dem sich seit 1947 das Hauptquartier der Spionageabwehrverwaltung der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland befand. Vgl. Elke Fein u.a.: Von Potsdam nach Workuta. Das NKGB/MGB/KGB-Gefängnis Potsdam-Neuer Garten im Spiegel der Erinnerung deutscher und russischer Häftlinge. Potsdam 1999. S. 7, 38-42.

<sup>5</sup> Das Gebäude in der Leistikowstraße (vormals Mirbachstraße) 1, in dem sich ab 1945 das Untersuchungsgefängnis des sowjetischen Geheimdienstes befand, hatte zuvor dem *Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein* (EKH) bzw. der von ihm begründeten *Evangelischen Frauenhilfe* (ab 1933 *Reichsfrauenhilfe*) als Pfarr- und Verwaltungsgebäude gedient; im Nebengebäude (Nr. 2/3), wo nach 1945 die Verhöre stattfanden, hatten sich zuvor Dienstwohnungen für Mitarbeiter der Evangelischen (bzw. Reichs-) Frauenhilfe und des EKH befunden. Im angrenzenden Hauptgebäude der sowjetischen Spionageabwehrverwaltung (Am Neuen Garten, vormals Albrechtstraße 19/24) hatte vormals das so genannte „Augusta-Stift“ („Kaiserin-Augusta-Stiftung“) für Töchter von Angehörigen des Militärs und des Roten Kreuzes seinen Sitz gehabt. Vgl. Elke Fein: „Potsdam - Am Neuen Garten. Das Gefängnis in der ‚verbotenen Stadt‘“, in: Von Potsdam nach Workuta [Fn. 4], S. 31-32, 40.

<sup>6</sup> Da auch nach der Kapitulation Deutschlands der Kriegszustand formal weiter bestand, fand in der SBZ die sowjetische Militärgerichtsordnung Anwendung, welche die Rechtsprechung von Militärtribunalen erlaubte. Die Sowjetischen Militärtribunale (SMT) bestanden in den 1940er Jahren in der Regel aus einem Militärrichter als Vorsitzendem und zwei Schöffen als Beisitzern. Vgl. Peter Erler: Besatzungsjustiz in der SBZ/DDR. Zur Geschichte der Sowjetischen Militärtribunale (SMT) 1945 bis 1955, in: Von Potsdam nach Workuta [Fn. 4], S. 15.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu <<http://www.gedenkstaette-sachsenhausen.de/gums/de/index.htm>>: „Der sowjetische Geheimdienst NKWD errichtete ab Mai 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) zehn Speziallager, in denen deutsche Zivilisten gefangen gehalten wurden. Das Speziallager Nr. 7 befand sich zunächst in Weesow bei Werneuchen, zog jedoch im August 1945 auf das Gelände des nationalsozialistischen Konzentrationslagers Sachsenhausen um. Im Sommer 1948 wurde es in ‚Speziallager Nr. 1‘ umbenannt. Bis zu seiner Auflösung im März 1950 wurden dort mehr als 60.000 Personen inhaftiert, mindestens 12.000 von ihnen starben an den katastrophalen Haftbedingungen, an Krankheit, Hunger, psychischer und physischer Entkräftung.“

<sup>8</sup> Orscha, wichtiger Eisenbahnknotenpunkt am Dnepr (weißruss. Dnjapro) im Nordosten von Weißrussland, nahe der Grenze zu Russland.

<sup>9</sup> Eines der drei Moskauer Hauptgefängnisse, neben der *Lubjanka* und dem *Lefortowo*-Gefängnis. Im Unterschied zu diesen beiden kamen in die *Butyrka* in der Regel Häftlinge, die das Verhör hinter sich hatten und auf den Transport warteten.

<sup>10</sup> Wologda ist etwa 500 km nordöstlich von Moskau gelegen.

<sup>11</sup> Bodo Platt war Häftling im sog. Minerallager (*Mineralny lager*), auch Sonderlager Nr. 1 (*Osoby lager № 1*) oder Mineral-ITL (*Mineralny ITL [- Isprawitelno-trudowoi lager - Besserungsarbeitslager]* genannt). Dieses Lager bestand von Februar 1948 (es wurde auf dem Gebiet des Vorgängerlagers Inta-ITL eingerichtet) bis März 1957, seine Verwaltung befand sich in Inta. Im Lager waren bis zu 34.500 Personen inhaftiert, die bei der Kohleförderung, im Schachtbau, im zivilen und Industriebau sowie in diversen Industriebetrieben eingesetzt waren. Vgl. <<http://www.gulag.memorial.de/lager.php5?lag=242>>.

<sup>12</sup> OLP = *Otdelny lagerny punkt* - Einzellagerpunkt. Eine Unterabteilung des Lagersystems, in den 1948 bis 1955 existierenden Sonderlagern der Autonomen Teilrepublik Komi (zu der Inta gehörte) „Lagerabteilung“ (*lagotdelenije*) genannt. Ein OLP (bzw. eine „Lagerabteilung“) umfasste durchschnittlich 3000 Häftlinge (in der Regel zwischen 1000 und 4000). Vgl. Algirdas Scherenas: Stalinskije lagerja Komi ASSR, <[www.hro.org/editions/karta/nr22-23/shirenas.htm](http://www.hro.org/editions/karta/nr22-23/shirenas.htm)>.

<sup>13</sup> Das Minerallager (Sonderlager Nr. 1) von Inta hatte nach offiziellen Statistiken Anfang 1950 28.371 Insassen; 1951 waren es 33.056, 1952 34.448, 1953 27.785, 1954 28.055. Erst 1955 sank die Zahl auf 15.259, 1956 auf 10.327. Vgl. <<http://www.gulag.memorial.de/lager.php5?lag=242>>.

<sup>14</sup> Der Lagerkomplex des Bergbaureviers von Workuta wurde im Sommer 1953 von einer Welle von Häftlingsstreiks erschüttert. Über die Eisenbahnlinie, die die zahlreichen Schächte und Lager des Gebiets verband, breitete sich die Revolte aus. Am 29. Juli 1953 hatten sechs der 17 Abteilungen des Komplexes *Retschlag* (des Flusslagers, wie das Sonderlager des Kohlebeckens von Workuta genannt wurde) mit 15.604 Gefangenen die Arbeit niedergelegt. Der Streik wurde nach einigen Tagen blutig niedergeschlagen. Auch in anderen Lagerkomplexen kam es in den Jahren 1953 und 1954 immer wieder zu Protesten. Vgl. Anne Applebaum: *Der Gulag*. München 2005. S. 511-531.

<sup>15</sup> Das Besserungsarbeitslager Unscha (*Unschenski ITL, Unschlag*) wurde im Februar 1938 eingerichtet und bestand mindestens bis 1960, die Lagerverwaltung befand sich in der Nähe der Eisenbahnstation Suchobeswodnoje im Gebiet (Oblast) Gorki (heute Nischni Nowgorod). Die Insassenzahl betrug bis zu 30.300 Personen, die zu Arbeiten in der Holzgewinnung, in der Konsumgüterproduktion und im Bau eingesetzt wurden. Vgl. <<http://www.gulag.memorial.de/lager.php5?lag=430>>.

<sup>16</sup> Das Spiel der Nationalmannschaft der UdSSR gegen die Auswahl der Bundesrepublik Deutschland fand am 21. August 1955 in Moskau statt und endete 3:2 für das Team der Sowjetunion.

<sup>17</sup> Der in Inta zusammengestellte Transport umfasste ca. 1.200 Mann und ging geschlossen nach Suchobeswodnoje bei Gorki. Diese Gefangenen wurden sodann in drei Transporten von November 1955 bis Januar 1956 teils in die Bundesrepublik, teils in die DDR entlassen. Das Kriterium für den Bestimmungsort war die Heimatadresse bzw. die Adresse der Angehörigen. Da Bodo Platts Mutter und Schwester in den Westen geflohen waren und er von dort in den letzten Haftmonaten Post und Pakete erhalten hatte, war seine Heimatadresse Unteruhldingen am Bodensee. Deshalb wurde er in die Bundesrepublik entlassen. Die Heimkehr der zu dem Zeitpunkt noch immer in der Sowjetunion internierten Deutschen (wie Tausender Kriegsgefangener) war beim Moskau-Besuch des damaligen Bundeskanzlers Konrad Adenauer im September 1955 im Zuge der Anbahnung diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der UdSSR ausgehandelt worden.

## Abkürzungen

FDJ	Freie Deutsche Jugend
GULag	Glawnoje uprawlenije (isprawitelno-trudowych) lagerei (Hauptverwaltung der (Besserungsarbeits-)Lager)
ITL	Isprawitelno-trudowoi lager (Besserungsarbeitslager)
KGB	Komitet gossudarstwennoi besopasnosti (Komitee für Staatssicherheit)
MGB	Ministerstwo gossudarstwennoi besopasnosti (Ministerium für Staatssicherheit)
MWD	Ministerstwo wnutrennych del (Ministerium für innere Angelegenheiten)
NKWD	Narodny komissariat wnutrennych del (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten)
OLP	Otdelny lagerny punkt (Einzellagerpunkt)
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMAD	Sowjetische Militäradministration
SMT	Sowjetisches Militärtribunal

## Abbildungsnachweis

S. 9, 19, 27, 57, 59, 60, 61, 66: Bodo Platt

S. 20: Karl-Heinz Mirek, ca. 2003

## **Anhang**

### **Dokumentenverzeichnis**

- \*\* Brief von Bodo Platt an seine Familie aus dem Lager Sachsenhausen, 29.9.1949, Faksimile und Abschrift
- \*\* Brief von Bodo Platts Mutter an ihren Sohn im Lager Inta, 7.5.1954, Faksimile und Abschrift
- \*\* Rehabilitierungsbescheinigung der Generalstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation vom 21.07.1997; Faksimile und Übersetzung
- \*\* Karte mit den Haftorten und Transportstationen von Bodo Platt 1948-1956



29.9. 1949.

Mein hergeliebtes Muttchen, liebste Juttel, meine Lieben!  
 Wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Nun  
 soll mir mein heißer Wunsch Dir lb. Muttchen einbezugs-  
 zeichen von mir zu geben, in Erfüllung gehen. - Dein Junge lebt  
 und befindet sich noch immer wohl. Je 1. Jahr dürfen  
 wir 1 x schreiben, doch kannst sich um 1-2 Monate ver-  
 zögern. Ihr dagegen so oft und so viel Schw. roollt. Bitte sen-  
 de mir eure alten schönen Fotografien, danach die gegen-  
 wartnaheren. Sehr dankbar wär ich auch wenn Ihr  
 mir geistige Anregungen geben müdet in Form von Dram-  
 men von Goethe Schiller Shakespeere u. s. w. allerdings  
 abgeschrieben. In Reklam-Ausgaben kämte es auf einen  
 Versuch an, aber nicht mit Brief, da dieser eventuell  
 zurück am Buch, all dies haben meine Kameraden  
 schon ornation. eure Post kommt immer an. - Jetzt  
 tue dem was mein Jungs Dir mein Alles, zu sagen hat.  
 Welche Sorgen ich mir um Dein Wohlergehen, Deine  
 Gesundheit mache kannst Du allein nur erkennen.  
 Hast Du dieses schwere Leid, das Dein Junge Dir in  
 seiner Unmündigkeit, in seinem jugendlichen Leichtsin-  
 nigkeit angetan überwinden können? Hast Du mir wege-  
 hen? Sei tapfer und zurecht, Dein Sohn kommt  
 wieder heim. Seine einzige Sorge ist die, dass Du  
 und meine Lieben mir noch am Leben sind. Gib Gott, dass  
 Du mich erhalten geliebt bist. Wie geht es Dir nun?  
 Was macht mein geliebtes Schwesterlein. Auch um sie  
 mache ich mir große Sorgen. Wie gerne möchte ich  
 mit ihr jetzt den ersten Winter durchleben. Ist Onkel

Bodo schreibt im Stille die vielst. Nachhaft, auch wenn Muttchen's

erhalten in. det. öffentliche trägt mich meine Stimmung. - Diese Zeilen

Brief von Bodo Platt an seine Familie aus dem Lager Sachsenhausen, 29.9.1949

*Abschrift des Briefes von Bodo Platt an seine Familie aus Sachsenhausen*

29.9.1949

Mein herzgeliebtes Muttchen, liebste Juttel, meine Lieben!

Wie lange habe ich auf diesen Augenblick gewartet. Nun soll mir mein heisser Wunsch, Dir I[ie]b[es] Muttchen ein Lebenszeichen von mir zu geben, in Erfüllung gehen.

Dein Junge lebt und befindet sich noch immer wohlauf. Je 1/4 Jahr dürfen wir 1x schreiben, doch kann es sich um 1-2 Monate verzögern. Ihr dagegen so oft und soviel Ihr wollt. Bitte sende mir Eure alten schönen Fotografien, danach die gegenwartsnahesten und Ansichtskarten von Görlitz. Sehr dankbar wäre ich Euch, wenn Ihr mir geistige Anregungen geben würdet in Form von Dramen von Goethe[,] Schiller, Shakespaer [sic] u.s.w. allerdings abgeschrieben. In Reclam-Ausgaben käme es auf einen Versuch an, aber nicht mit Brief, da dieser eventuell zurück an Euch. All dies haben meine Kameraden schon erhalten. Eure Post kommt immer an.

Jetzt zu dem, was mein Herz Dir, mein Alles, zu sagen hat. Welche Sorgen ich mir um Dein Wohlergehen, Deine Gesundheit mache, kannst Du allein nur ermessen... Hast Du dieses schwere Leid, das Dein Junge Dir in seiner Unerfahrenheit, in seinem jugendlichen Leichtsinn angetan, überwinden können? Kannst Du mir verzeihen? Sei tapfer und zuversichtlich, Dein Sohn kommt wieder heim. Seine einzigste Sorge ist die, dass Du und meine Lieben mir noch am Leben sind. Gib Gott, dass Du mir erhalten geblieben bist. Wie geht es Dir nun? Was macht mein geliebtes Schwesterlein. Auch um sie mache ich mir grosse Sorgen. Wie gerne möchte ich mit ihr jetzt den ersten Walzer drehen. Ist Onkel Hans daheim? Hast Du von Vati gehört? Habt Ihr Euer Auskommen? Was hat sich geändert? Wie geht es Onkel Willy, Max, Hans und Tante Lenchen, und Luzie. Was macht Lothar und Manfred? Ich würde mich freuen auch von Ihnen [sic] ab und zu Post zu bekommen. Mein Herz ist so voll und ich hätte so viele Fragen allein mir wirbelt alles kunterbunt im Kopf herum[.]

Nun bitte ich Dich I[ie]b[es] Muttchen, Sorge Dich nicht um mich. Das würde mich bedrücken. Dein Sohn ist der alte geblieben, nur ernster, reifer und von einer ganz andern Auffassung unseres Lebens. Wie gerne

möchte ich mich mit Dir über manches unterhalten was ich heute erst verstehen kann. Hoffentlich können wir bald nachholen, was das letzte Jahr uns genommen. Das nächste Weihnachten verlebe ich bestimmt wieder in Eurem Kreise. Verlebt das kommende in besinnlicher froherer Stimmung und in dem Glauben, dass ich bald bei Euch bin (und Dir l[ie]b[es] Muttchen wieder in die Kochtöpfe schnupperen [sic] kann.) Du siehst, meinen Humor habe ich nicht verloren. Im Kreise netter Kameraden fühle ich mich ganz wohl, und so bitte ich Dich nochmals, Dich nicht zu sorgen. Es schadet Dir nur. Wenn Du des abends zu Bett gehst und mein Bild vor Augen hast, dann sei versichert ich komme wieder[.] Was auch kommen mag, ich komme heim. So grüsst und küsst Dich, meine Jutta und meine Lieben in unsagbarer Liebe Euer Junge Bodo. Was macht Bärbel? Nachträglich meine Glückwünsche. Bitte schreibt in Allem die vollste Wahrheit, auch wenn Unheilvolles geschehen sein sollte. Hoffentlich trägt mich meine Ahnung. Diese Zeilen sind mein schönstes Geburtstagsgeschenk.

27.5.54

Mein lieber, guter Junge!

Nun ist der Augenblick da wo ich Deine ll[ie]b[en] Nachrichten endlich empfang. Lieber Bodo, Deine Mutter und Schwester sind Dir erhalten geblieben. Unsere Freude ist groß. Viel liegt dazwischen. Bleibe Du uns nur gesund und tapfer. Ich hoffe sehr, daß Dir meine Zeilen die innere Ruhe geben. Ich habe eine kleine Rente. Tutti arbeitet in ihrem Beruf. Die Luftveränderung tat sehr not. Sie hat 2 Operationen hinter sich. Mandeln und Blinddarm. Nun hat sie sich endlich erholt. Ich bin soweit wohlauf, bis auf zeitweilige Neuralgie. Wir wohnen bei guten Menschen, haben 2 kleine Zimmer und fühlen uns wohl.

Ich freue mich mein Junge unendlich! Nun werden wir mehr voneinander hören. Ist es erlaubt, Dir Päckchen zu senden? Ich möchte Dir soviel schreiben und weiß nicht wo anfangen. Deinen Brief vom 29.9.49 [aus Sachsenhausen] und die Karten vom 29.3.54, 21.4.54 [aus Inta] haben wir erhalten. Nun wird es Dir nicht mehr schwer sein, gelt? In der Hoffnung auf ein gesundes Wiedersehen grüßen Dich von Herzen Deine Mutti u[nd] Schwester.

Brief von Bodo Platts Mutter an ihren Sohn im Lager Inta, 27.5.1954

[Unteruhdingen,] 27.5.54.

Mein lieber, guter Junge!

Nun ist der Augenblick da, wo ich Deine ll[ie]b[en] Nachrichten endlich empfang. Lieber Bodo, Deine Mutter und Schwester sind Dir erhalten geblieben. Unsere Freude ist groß. Viel liegt dazwischen. Bleibe Du uns nur gesund und tapfer. Ich hoffe sehr, daß Dir meine Zeilen die innere Ruhe geben. Ich habe eine kleine Rente. Tutti arbeitet in ihrem Beruf. Die Luftveränderung tat sehr not. Sie hat 2 Operationen hinter sich. Mandeln und Blinddarm. Nun hat sie sich endlich erholt. Ich bin soweit wohlauf, bis auf zeitweilige Neuralgie. Wir wohnen bei guten Menschen, haben 2 kleine Zimmer und fühlen uns wohl.

Ich freue mich mein Junge unendlich! Nun werden wir mehr voneinander hören. Ist es erlaubt, Dir Päckchen zu senden? Ich möchte Dir soviel schreiben und weiß nicht wo anfangen. Deinen Brief vom 29.9.49 [aus Sachsenhausen] und die Karten vom 29.3.54, 21.4.54 [aus Inta] haben wir erhalten. Nun wird es Dir nicht mehr schwer sein, gelt? In der Hoffnung auf ein gesundes Wiedersehen grüßen Dich von Herzen Deine Mutti u[nd] Schwester.



ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА  
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

ГЛАВНАЯ  
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА

21 июля 1997 г.

№ 509-27298-48

103100, Москва, К-100

Исп.вх. №

Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Moskau	
Бис	03.01.1997
Гр.Сл.	
Акт.	Доп.

СПРАВКА

/о реабилитации/

на имя номер и дату

Гражданин /ка/ Платт Ганс-Бодо

Год и место рождения 1930 г., г.Герлиц (Саксония)

Гражданин /ка/ какого государства Германии

Национальность немец Место жительства до ареста  
г.Герлиц

Место работы и должность /год занятий/ до ареста  
учащийся

Дата ареста 4 мая 1948 г.

Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/)

9 октября 1948 г. военным трибуналом - войсковая часть 48240

Квалификация содеянного и мера наказания /основная и до-  
полнительная/ по ст.ст.58-6, ч.1 и 58-II УК РСФСР к 20 годам  
лишения свободы в ИТЛ, с конфискацией имущества

Дата освобождения 9 февраля 1956 г.

На основании ст.3,п."а" Закона РФ "О реабилитации жертв  
политических репрессий" от 18 октября 1991 г. гражданин/ка/  
Платт Ганс-Бодо реабилитирован/а/.

Решение о реабилитации принято 24 ноября 1994 г. Главной воен-  
ной прокуратурой Генеральной прокуратуры Российской Федерации.

Начальник  
отдела реабилитации  
Главной военной прокуратуры



*Handwritten signature*

Л.П.Копалин

Generalstaatsanwaltschaft  
der Russischen Föderation

Übersetzung

Militärhauptstaatsanwaltschaft

21.07.1997  
Nr. 5 uw-27298-48  
103160 Moskau K-160

Rehabilitationsbescheinigung

Herr/Frau	<i>Hans-Bodo Platt</i>
Geburtsjahr und -ort:	<i>1930, Görlitz (Sachsen)</i>
Staatsangehörigkeit	<i>deutsch</i>
Nationalität	<i>Deutscher</i>
Vor Inhaftierung wohnhaft:	<i>Görlitz</i>
letzter Arbeitgeber vor der Inhaftierung/beschäftigt als:	<i>keine feste Arbeitsstelle</i>
wann inhaftiert:	<i>04.05.1948</i>
wann und durch wen verurteilt/verfolgt:	<i>am 09.10.1948 durch ein Militärtribunal des Truppenteils Nr. 48240</i>
der Verurteilung zugrundeliegende Paragrafen und Strafmaß (Grund- und Zusatzstrafen):	<i>Artikel. 58-6, T. 1 und 58-11 StGB RSFSR, 20 Jahre Freiheitsentziehung im Arbeitsbesserungslager mit Einzug des Vermögens</i>
Datum der Haftentlassung:	<i>keine Angaben</i>

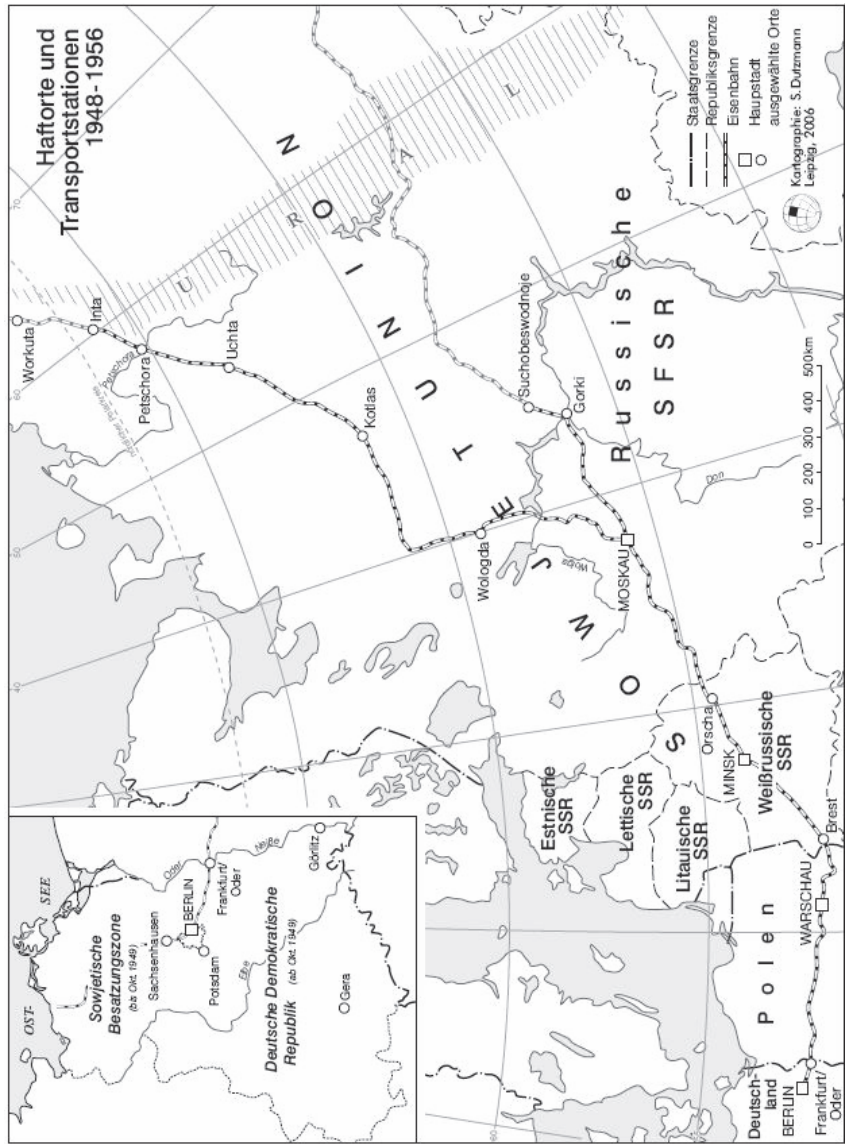
Gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation "Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen" vom 18. Oktober 1991 wurde Herr *Hans-Bodo Platt* rehabilitiert.

*Die Rehabilitierungsentscheidung wurde durch die Militärhauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation am 24.11.1994 getroffen.*

Leiter der Abteilung Rehabilitierung  
der Militärhauptstaatsanwaltschaft:

[Siegel, Unterschrift]

L.P. Kopolin



**In Erinnerung an meinen Freund im Lager Inta Ernst K.  
eines seiner Gedichte**

**Die Rose**

Vor meinem Fenster, dem Gitter nah,  
erblüht eine Rose, der Duft mir sagt's.  
Kann sie nicht sehen, nicht freuen mich,  
von anderen wird sie wohl einst gepflückt.

Dir wünsch' ich, Rose, dass wer Dich bricht,  
wie ich wird lieben, mehr kann er nicht.  
Dir dank' ich, Rose, für jenen Schmerz,  
der mit dem Duft mir strömte ins Herz.